N° 5 / 2014

Bulletin

Das älteste Bankmagazin der Welt. Seit 1895.



Frage 1 —

Ist die Schweiz das Land der Berge?

25 Fragen zur Schweiz

Und: Credit Suisse Sorgenbarometer – die grosse Studie zur Lage der Nation



Seiner Zeit voraus.

Der neue Audi A7 Sportback.

Die Zukunft beginnt heute dank intelligenten Matrix LED-Scheinwerfern und Audi connect* für einfachen Zugriff auf Online-Dienste. Mehr Infos bei Ihrem Audi Partner oder unter **www.audi.ch/A7**

*Optionale Serienausstattung

Audi
Vorsprung durch Technik

Frage 1 —

Ist die Schweiz das Land der Berge?



Nein: Die Bundeshymne Österreichs beispielsweise beginnt mit den Worten «Land der Berge», so gesehen trägt diesen Titel quasi offiziell das Nachbarland. Auch die höchsten Berge der Welt befinden sich bekanntlich nicht in den Alpen, sondern im Himalaya- und Karakorum-Gebirge in Nepal (Mount Everest) und Pakistan (K2). Die Zeitschrift «Bergsteiger» zählt zu den zehn schönsten Gipfeln der Welt nur einen steinernen Eidgenossen, den Eiger. Vorne in dieser felsigen Schönheitshitparade lagen in einer Leserabstimmung die Drei Zinnen (Italien), der Shivling (Indien) oder der Cerro Torre (Argentinien).

Ja: In der Schweiz befinden sich gemäss der Alpinismusvereinigung UIAA die meisten Viertausender der Alpen: 48. Italien hat 35 Viertausender, Frankreich 25. Und die Schweiz hat aus Matterhorn & Co. eine Weltmarke geschaffen. Das spiegelt sich im touristischen Angebot wider, laut Bundesamt für Statistik gibt es die grösste Auswahl an Schweizer Hotels in alpinen Gebieten. 57 Prozent aller geöffneten Betriebe lagen 2012 in den Regionen Graubünden, Luzern/Vierwaldstättersee, Wallis, Ostschweiz und Berner Oberland. Zuletzt: Das Matterhorn (Titelbild) gilt als meistfotografierter Berg der Welt.

CREDIT SUISSE · SORGENBAROMETER 2014

Die Mythen der Schweiz, denen wir hier und ab Seite 5 nachgehen, leiten sich aus dem Sorgenbarometer ab (ab Seite 52): Es sind allesamt Dinge, die laut den Befragten typisch sind für die Schweiz.

Wir hätten da ein paar Fragen

Von einem der grössten helvetischen Fragesteller aller Zeiten stammt die Frage: «Hat die Schweiz, die heutige, eine Idee?» – «Gute Frage!», möchte man Max Frisch entgegnen. Den Autoren und Interviewpartnern für dieses Bulletin haben wir alles erlaubt – ausser dieser Floskel.
Das war auch nicht nötig: Die 25 Antworten auf unterschiedlichste Fragen sind – so finden wir – überraschend, inspirierend, provokativ und manchmal witzig. Der gemeinsame Nenner: Alle Autoren beschäftigen sich mit einem vielfältigen Kleinstaat im Wandel, sie loben und kritisieren und beantworten so auf ihre Art und Weise Frischs Frage.

Wie es den Schweizerinnen und Schweizern wirklich geht, zeigt sich im diesjährigen Sorgenbarometer der Credit Suisse (ab Seite 52): Arbeitslosigkeit wird nach wie vor als drängendstes Problem der Schweiz wahrgenommen, vor den Themen «Ausländer» und «AHV/Altersvorsorge». Erfreulich ist der hohe Optimismus unter den Befragten, sie sehen den Zustand und die Zukunft der Wirtschaft positiv, vor allem im Vergleich mit dem Ausland. Weiter nimmt die Identifikation mit der Wohngemeinde ab, steigt der Nationalstolz und beschäftigt das Verhältnis zur EU, wobei die Befragten die bilateralen Verträge fortsetzen möchten.

Die meisten Befragten sehen die Schweiz also in guter Form. Dazu ein weiteres Zitat: Wie beschreibt der auflagenstärkste Reiseführer der Welt die Schweiz? Die Einführung im «Lonely Planet» endet so: «Know that life in Switzerland is good.» (Wisse: Das Leben in der Schweiz ist gut.) – und das britische Wirtschaftsmagazin «Economist» doppelt nach: In seinem «Where to be born»-Index, der misst, wo ein Neugeborenes die grössten Chancen im Leben haben wird, steht an erster Stelle … genau.

In diesem Sinne wünschen wir viel Vergnügen mit dem Sorgenbarometer zur Lage der Nation und den 25 Fragen zur Schweiz.

Die Redaktion

Titelbild: Michael Sieber

Bulletin: 25 Fragen zur Schweiz

Frage 1 — **Ist die Schweiz das Land der Berge?** 1

Frage 2 — … des Käses? 5

Frage 3 — … der Uhren? 6

Frage 4 — … der Sauberkeit? 6

Frage 5 — … der Schokolade? 6

Frage 6 — … der Qualität? 6

Frage 7 — … der Demokratie? 6

Frage 8 — … der Sicherheit und des Friedens? 7

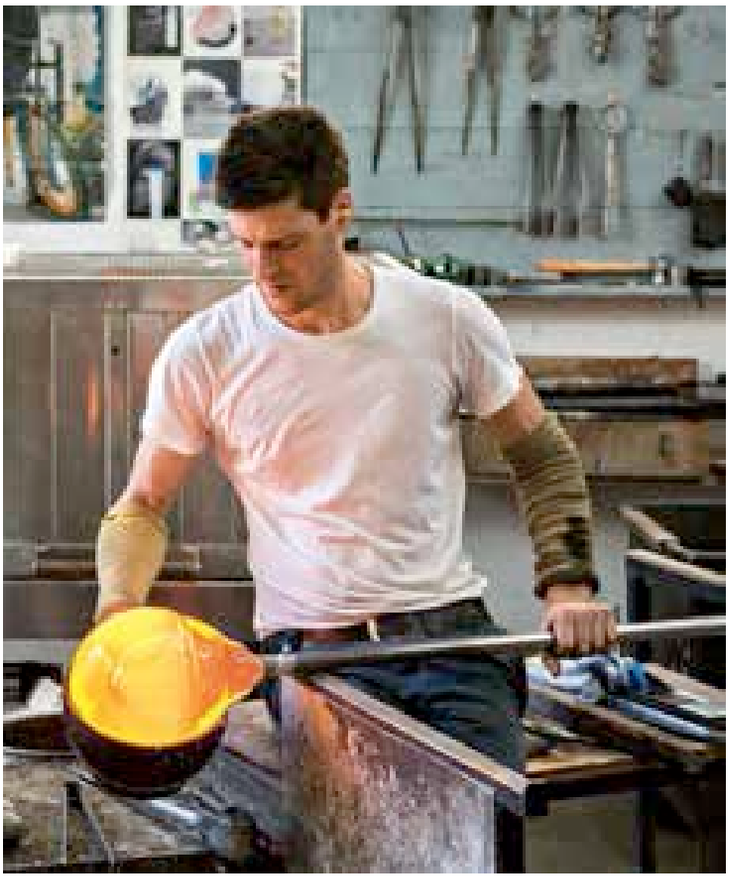
Frage 9 — … der Neutralität? 7



Frage 10 — **Wie geht es der Schweiz?** 8

Frage 11 — Was tun mit der direkten Demokratie? 10

Frage 12 — Sind die Guten Dienste der Schweiz noch gefragt? 12



Schweizer Handarbeit für internationale Künstler: Matteo Gonet bläst in Münchenstein Glaskugeln für den Franzosen Jean-Michel Othoniel.

Frage 13 — Warum die Schweiz? 14

Frage 14 — Wer hat die moderne Schweiz erfunden? 16

Frage 15 — **Wieso vertrauen globale Künstler auf Schweizer Handwerker?** 18

Frage 16 — Was ist uns Wissen wert? 32

Frage 17 — Was bleibt privat? 34

Frage 18 — Was freut die Chefs? 35

Frage 19 — **Warum entscheidet sich Schwingen im Kopf?** 36

Frage 20 — Wie innovativ ist die Schweiz? 38

Frage 21 — Ist die Schweiz eine Autobauernation? 40

Fotos: Lisa-Blue / iStockphoto; Andri Pol

Frage 22 — Was ist? ein Genfer 42

Frage 23 — Wer hat Angst vor dem AKW? 43



Frage 24 — Haben Sie eine Vision für die Schweiz, Herr Snozzi? 44

Frage 25 — Wie retten wir die Sozialwerke? 50

Ab Seite 52:
Die grosse Umfrage zur Befindlichkeit der Schweizerinnen und Schweizer.

CREDIT SUISSE SORGENBAROMETER 2014

DIE AUSWERTUNGEN

1 — DIE SORGEN DER SCHWEIZER
S. 54

2 — WIRTSCHAFTSLAGE
S. 57

3 — VERTRAUEN
S. 59

4 — DAS WESEN DER SCHWEIZ
S. 64

5 — GEFAHREN DER IDENTITÄT
S. 67

DIE INTERPRETATIONEN

Debatte
BIGLER (FDP) VS. ROSSINI (SP)
S. 61

Zukunft der Schweiz
VIEL OPTIMISMUS, ABER DIE RENTE MACHT SORGE
S. 69

Schweiz und Ausland
POLITISCHE OFFENSIVE GEWÜNSCHT
S. 70



An dieser Ausgabe haben mitgearbeitet

1 Jonathan Steinberg
Der amerikanische Historiker ist Professor für Europäische Neuzeitgeschichte an der University of Pennsylvania. Sein Buch «Why Switzerland?» von 1976 gilt als Standardwerk über den «Sonderfall Schweiz». In dieser Ausgabe schaut er nochmals zurück und wagt einen Blick in die Zukunft der Eidgenossenschaft. *Seite 14*

2 Daniele Muscionico
Die Germanistin und Kunsthistorikerin zählt zu den profilierten Kulturjournalistinnen des Landes. Muscionico war lange bei der «NZZ» für Theater und Fotografie zuständig, heute schreibt sie für verschiedene Publikationen im deutschsprachigen Raum. Für das Bulletin besuchte sie hiesige Kunsthandwerksbetriebe, die für grosse Künstler produzieren. *Seite 18*

3 Andri Pol
Bei ihrer Werkstatt-Tour wurde Daniele Muscionico von einem der bekanntesten Fotografen der Schweiz begleitet. Andri Pol hat unzählige Preise gewonnen, Bücher publiziert und Ausstellungen gemacht. Der gebürtige Berner unterrichtet ausserdem am Medienausbildungszentrum MAZ und ist Bildredaktor bei GEO Schweiz. *Seite 18*

myclimate PERFORMANCE neutral Drucksache
No. 01-14-303805 – www.myclimate.org
© myclimate – The Climate Protection Partnership

MIX Papier aus verantwortungsvollen Quellen FSC® C016087
FSC www.fsc.org

Impressum: *Herausgeberin:* Credit Suisse AG, *Projektverantwortung:* Mandana Razavi, Claudia Hager, *Inhaltskonzept, Redaktion:* Ammann, Brunner & Krobath AG (www.abk.ch), *Gestaltungskonzept, Layout, Realisation:* Crafft Kommunikation AG (www.crafft.ch), *Fotoredaktion:* Studio Andreas Wellnitz, Berlin, *Druckvorstufe:* n c ag (www.ncag.ch), *Druckerei:* Stämpfli AG, *Auflage:* 130 000, *Kontakt:* bulletin@abk.ch (Redaktion), abo.bulletin@credit-suisse.com (Abonnentenservice)

Jetzt im App Store
Die App «News & Expertise», mit dem Bulletin und weiteren aktuellen Publikationen der Credit Suisse.
www.credit-suisse.com/bulletin

Foto: Andri Pol



Residenz GUSTAV

Exklusives Wohnen im besten Alter

«Mit 70 fängt das urbane Leben erst an.»

Gönnen Sie sich das beruhigende Gefühl, gut aufgehoben zu sein. Im Herzen der Stadt Zürich, in einem exklusiven Wohntraum mit 74 Mietappartements für Menschen im besten Alter. Mit einer einmaligen Aussicht, einem 24h Concierge- und Pflegebereitschafts-Dienst, gehobener Kulinarik und umfassenden Dienstleistungen a la carte. Vereinbaren Sie einen Besichtigungstermin. Frei nach dem Motto: Mittendrin statt irgendwo. Sie sind ja schliesslich auch nicht irgendwer.

Residenz GUSTAV, Gustav-Gull-Platz 5, 8004 Zürich, +41 (0)79 606 64 65, info@gustav-zuerich.ch, www.gustav-zuerich.ch

Frage 2 –

Ist die Schweiz das Land des Käses?



Nein: Anders als bei der Schokolade sind die Schweizer nicht die grössten Käsekonsumenten der Welt. Beim Pro-Kopf-Konsum liegen wir gemäss einer Statistik des US-Landwirtschaftsministeriums nur auf Platz 5 mit 23,55 kg Käsekonsum pro Kopf. Führend in dieser Statistik sind die Griechen (34,25 kg), wo der Frischkäse Feta kein Mythos, sondern kulinarische Alltagsrealität ist, und die Franzosen (28,75 kg), die das grösste Käseangebot der Welt herstellen.

Ja: Der beste Käse der Welt kommt aus der Schweiz. Beim World Championship Cheese Contest, der vergangenen März in Madison (USA) stattfand, gewann Gérard Sinnesberger aus Gams mit seinem Emmentaler AOC den Titel. Die Jury bewertete seinen Grosslochkäse mit 97,85 Punkten und setzte ihn vor den «Erzherzog Johann» aus Österreich (97,69 Punkte) und einen weiteren Schweizer, den «Le Gruyère AOP» von Michel Grossrieder aus Orsonnens. ›

Foto: Peter Klaunzer / Keystone

Frage 3 –

Ist die Schweiz das Land der Uhren?

Ja: Die drei grössten Hersteller, Swatch Group, Richemont und Rolex, halten einen Weltmarktanteil von 47,9 Prozent (Schätzungen Vontobel Equity Research, 2013). Weltweit werden 95 Prozent aller Luxusuhren (über CHF 1000) in der Schweiz hergestellt. Seit der Krise von 2009 steigerte alleine die Swatch Group ihren Umsatz um 64 Prozent und den Betriebsgewinn gar um 150 Prozent. Gespannt warten nun Beobachter, ob die Apple Watch an dieser helvetischen Vormachtstellung etwas ändern wird. Das grösste Interesse an Schweizer Uhren hat Hongkong, wohin 20 Prozent der Exporte gehen, vor den USA (10%) und China (8%).

Frage 4 –

Ist die Schweiz das Land der Sauberkeit?



Weniger Dreck: Kein Land ist besser aufgeräumt.

Ja: Gemäss dem 2014 Environmental Performance Index der Yale University ist die Schweiz das sauberste von 178 untersuchten Ländern. Entscheidend sind dabei zwei Fragen: Wie werden die Menschen vor schädlichen Umwelteinflüssen bewahrt und wie werden die Ökosysteme geschützt? Konkret untersuchten die Forscher folgende Faktoren: Wasserqualität, Abwasserreinigung, Landwirtschaft (Einsatz von Pestiziden), Waldflächen, Landschaftsschutz, Fischbestände, CO_2-Ausstoss, Zugang zu Elektrizität, gesundheitliche Folgen der Umweltbelastung sowie die Luftqualität. Die Schweiz, das Land des Recyclings und der Hundekotdeponien, erreicht hier 87,67 von 100 Punkten auf der Skala, vor Luxemburg (83,29), Australien (82,4) und Singapur (81,78).

Frage 5 –

Ist die Schweiz das Land der Schokolade?

Ja: Der grösste Schokoladeproduzent der Welt, die Barry Callebaut AG, hat seinen Sitz in Zürich. Das Unternehmen beliefert gewerbliche Kunden mit Schokoladeprodukten und setzte im Geschäftsjahr 2012/2013 CHF 4,884 Mrd. um. Auch bei den Unternehmen, die Schokolade für den Endverbraucher produzieren, sind zwei Schweizer unter den grössten zehn der Welt: Nestlé SA, die viele grosse Marken von Smarties bis Cailler produziert, sowie Lindt & Sprüngli. Und schliesslich essen die Schweizer auch noch am meisten Schokolade: Gemäss einer KPMG-Studie verzehren die Eidgenossen rund 12 Kilogramm Schokolade pro Person und Jahr (2012) – das sind rund zwei Kilogramm mehr als Irland und Grossbritannien auf den Plätzen zwei und drei.

Frage 6 –

Ist die Schweiz das Land der Qualität?

Ja: Die Bezeichnung «Swiss Made» auf einem Industrieprodukt ist viel wert. Laut Studien sind Konsumenten bereit, dafür mehr Geld auszugeben, schreibt das Economic Research der Credit Suisse. Besonders bei Uhren und anderen Luxusprodukten werden bis zu 50 Prozent – in manchen asiatischen Ländern ist das Premium noch höher – mehr bezahlt, wenn sie «Made in Switzerland» sind. Aber auch für Schokolade zahlen Käufer rund einen Drittel mehr als für Erzeugnisse anderer Herkunft. Die Marke Schweiz generiert so Zusatzerlöse in der Grössenordnung von mindestens einem Prozent des Bruttoinlandprodukts (rund 600 Mrd. Dollar insgesamt).

Frage 7 –

Ist die Schweiz das Land der Demokratie?

Nein: Andreas Gross, Politikwissenschafter und SP-Nationalrat, beschäftigt sich seit Jahrzehnten mit dem Wesen der Demokratie. Er sieht die Frage natur-



Weltrekord: Jeder Eidgenosse isst im Durchschnitt 12 Kilogramm Schokolade pro Jahr.

Fotos: Raffael Waldner / 13 Photo; Niels Ackermann / Rezo.ch



Die Schweiz hat eine verhältnismässig teure Armee.

gemäss sehr differenziert und gibt eine vielschichtige Antwort: Um demokratischer zu werden, sagt er etwa, müsste die Schweiz «die Ausländer, vor allem die in der Schweiz geborenen, weniger ausschliessen von der Demokratie. Das Land sollte auch in den Unternehmungen demokratische Mitbestimmungsrechte einführen. Es müsste den von allen erarbeiteten Reichtum besser unter allen teilen lernen. Es müsste für mehr Chancengleichheit unter den Kindern sorgen. Und die Schweiz müsste die Kompetenzen des Bundesgerichts erweitern, sodass die Grundrechte und die Rechte von Minderheiten besser geschützt wären.»

Jein: Allerdings, sagt Demokratieforscher Gross auch, «es kommt ganz darauf an, was man unter Demokratie versteht; beziehungsweise, welche Mosaiksteine aus dem Gesamtkunstwerk Demokratie man hervorhebt. Die Schweiz ist Spitze für all jene, welche die partizipative Entscheidungsmacht der Bürgerinnen und Bürger in der Verfassungs- und Gesetzgebung betonen. Wer die Demokratie nicht nur als Sonntagsdemokratie versteht, sondern auch am Werktag, an der Arbeit, Demokratie einfordert, für den ist die Schweiz höchstens im Mittelfeld.» Was sagen andere Experten? Auf dem Democracy Index des «Economist» belegt die Schweiz den 7. Rang, führend sind die skandinavischen Länder sowie Australien und Neuseeland.

Frage 8 –

Ist die Schweiz das Land der Sicherheit und des Friedens?

Jein: Im jährlich erscheinenden Global Peace Index 2014 des Thinktanks «Institute for Economics & Peace» rangiert die Schweiz auf Rang 5 von rund 170 Ländern. Für die Bewertung der friedlichsten Länder gewichten die Wissenschafter Faktoren wie Sicherheit in der Gesellschaft, die Anzahl der Gewaltverbrechen, politische Stabilität sowie Verteidigungsausgaben. Verglichen mit den Ländern auf den ersten Plätzen – Island, Dänemark, Österreich und Neuseeland –, leistet sich die Schweiz eine verhältnismässig teure Armee (knapp fünf Milliarden Franken pro Jahr). Die hintersten Ränge der Rangliste belegen wenig überraschend: Südsudan (160), Afghanistan (161) und Syrien (162).

Frage 9 –

Ist die Schweiz das Land der Neutralität?

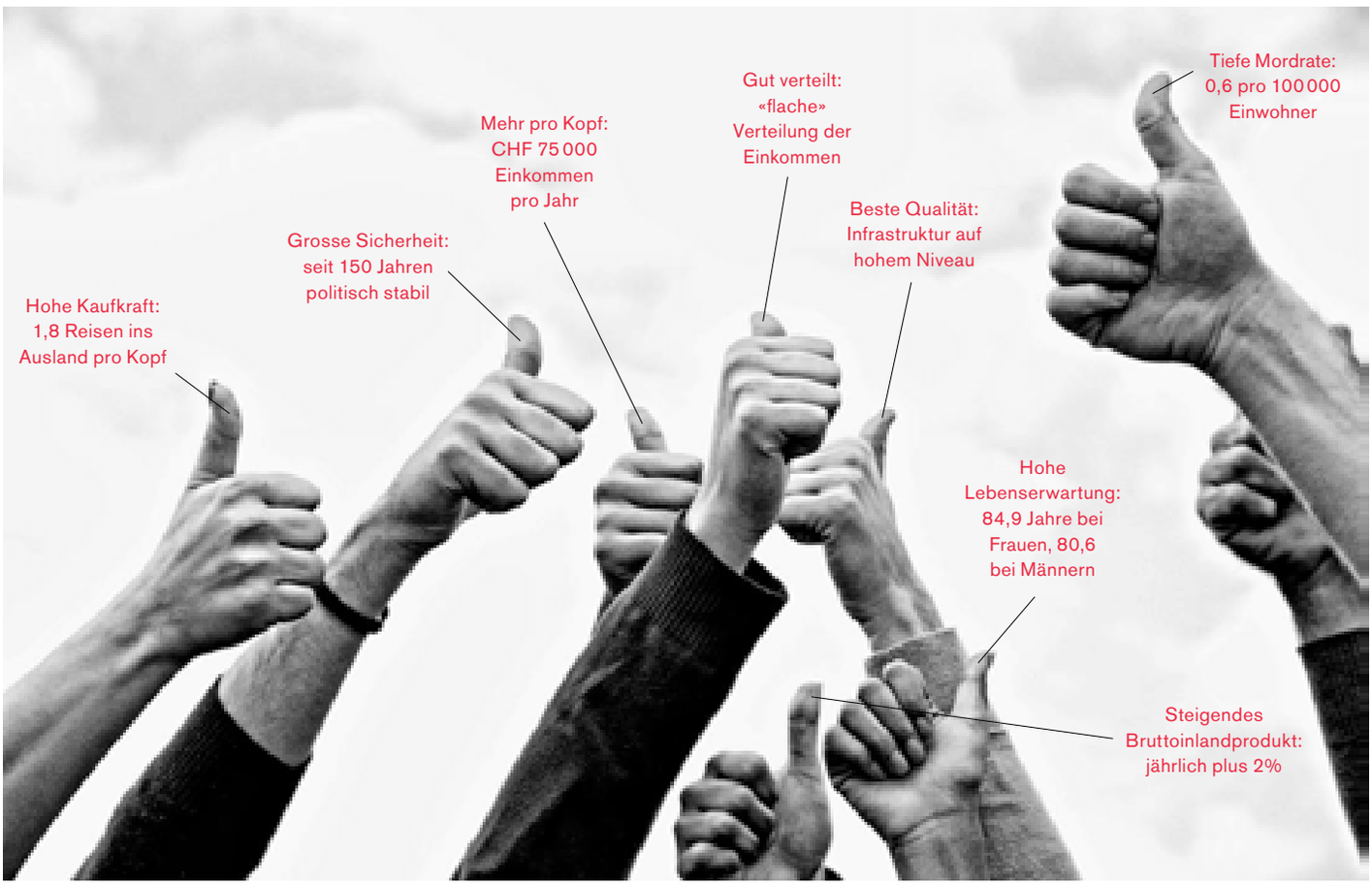
Ja: Weltweit gesehen ist die Schweiz das älteste Land der Welt mit dauernder oder immerwährender Neutralität. Auch hat kaum ein Land der Welt so lange nicht mehr an Kriegen teilgenommen wie die Schweiz (letzter Eroberungskrieg: Marignano 1515, letzte kriegerische Handlungen innerhalb der Schweiz: Sonderbundskrieg 1847). Gäbe es hier Gütegrade, würde die Schweizer Neutralität wohl als besonders rein eingestuft, ist doch bei Neutralitäts-«Konkurrenten» aus der EU (Österreich, Finnland oder Schweden) umstritten, inwiefern sie ganz neutral sein können, da sie eine gemeinsame Aussen- und Sicherheitspolitik vertreten. □

Foto: Sally Montana / 13 Photo

Frage 10 –

Wie geht es der Schweiz?

Der Wohlstand in der Schweiz ist hoch und im Vergleich zu den meisten anderen Ländern relativ gleichmässig verteilt. Dies ist nicht zuletzt das Resultat eines politischen Systems, das auf Kooperation und Ausgleich ausgerichtet ist. Doch dieses System wird in Zukunft stark gefordert sein. *Von Oliver Adler*



Der Schweiz geht es im Prinzip gut.

1 Der Schweiz geht es gut

Mit Frankreich und Italien stecken zwei unserer drei grossen Nachbarländer in einer Wirtschaftskrise. Die Schweizer Wirtschaft indes läuft – immer noch – auf Hochtouren. Zwar hat die globale Finanzkrise im Jahr 2008 auch unser Land getroffen, aber seit 2010 wächst das Bruttoinlandprodukt inflationsbereinigt jährlich mit rund 2 Prozent.

Der Eindruck eines Wirtschaftswunders Schweiz wird verstärkt durch den sogenannten Superzyklus: Wir erleben mindestens seit der Finanzkrise einen ausserordentlichen Wachstumsschub, der generiert wird aus dem Zusammenspiel von tiefen Zinsen (die als Folge der Massnahmen der Schweizerischen Nationalbank gegen die Frankenaufwertung auf null gesunken sind), starker Zuwanderung von recht einkommensstarken Migranten und einer steigenden Nachfrage nach Immobilien.

Während uns die Folgen dieses Superzyklus eher Sorgen bereiten (siehe Punkt 3), legen viele Masszahlen dar, dass es der Schweiz tatsächlich gut geht:

– Beim Pro-Kopf-Einkommen liegt die Eidgenossenschaft mit beinahe CHF 75 000 (2013) ganz weit vorne. Nur gerade Luxemburg, das wegen seiner starken Fokussierung auf den Finanzsektor einen Sonderfall darstellt, und einige erdölexportierende Kleinstaaten (inklusive Norwegen)

Foto: Lisa-Blue / iStockphoto

stehen in dieser Rangliste noch weiter oben.
- Auch um die hohen Lebenskosten bereinigt, nimmt das Pro-Kopf-Einkommen der Schweiz einen Spitzenplatz ein. Neben den oben genannten Ländern liegen nur gerade die USA und Hongkong weiter vorn.
- Im Vergleich mit diesen zwei Ländern ist jedoch die Einkommensverteilung in der Schweiz «flacher» und damit ist unser Wohlstand aus gesellschaftlicher Sicht höher. Im OECD-Vergleich belegt die Schweiz bei der Verteilung der Primäreinkommen (also vor staatlichen Umverteilungsmassnahmen), gemessen am sogenannten Gini-Koeffizienten, nach Südkorea einen Spitzenplatz.

Viele weitere, spezifischere Indikatoren zeigen, dass es dem Land gut geht:
- Die Gesundheit der Schweizer Bevölkerung ist hoch, was sich in einer hohen Lebenserwartung spiegelt. (Sie lag 2012 bei Frauen in der Schweiz bei 84,9 Jahren [versus 82,8 im OECD-Durchschnitt] und bei Männern bei 80,6 Jahren [77,5 für die OECD].)
- Die Kriminalität ist immer noch gering. (Pro 100 000 Personen gab es in der Schweiz 2012 lediglich 0,6 Morde, in der OECD sind es 2,1, wobei Mexiko mit 22,8 die Statistik verzerrt.)
- Die Luft in der Eidgenossenschaft ist gemessen am Feinstaub pro Kubikmeter sauberer, die Verschmutzung unserer Gewässer geringer als in beinahe allen anderen europäischen Ländern.
- Die hohe Kaufkraft hat es 2012 jedem Schweizer erlaubt, 1,8 Reisen mit Übernachtungen ins Ausland zu unternehmen, und jeder Schweizer hat 2010 mit dem Flugzeug rund 5200 Kilometer zurückgelegt.

Natürlich gibt es in der Schweiz Armut, gleichzeitig steht ausser Zweifel, dass die Schweiz in materiellen Belangen im engeren und weiteren Sinn einen globalen Spitzenplatz einnimmt.

2 Darum geht es der Schweiz gut

Der Schweizer Wohlstand hat viele Ursachen. Sie liegen teilweise tief in der Geschichte des Landes begründet. Weder ihre Rangordnung noch ihr Einfluss kann genau bestimmt werden, aber alle sind ohne Zweifel wichtig.

Unter anderem sind dies:
- eine über 150 Jahre anhaltende, ausserordentliche politische Stabilität;
- eine freiheitliche Rechtsordnung, die Sicherheit und Freiraum für unternehmerische Entfaltung schafft;
- eine (kleinbäuerliche) Gesellschaft, die den Ausgleich von Interessengegensätzen über Jahrhunderte geübt hat und so zum Beispiel das Konfliktpotenzial zwischen Kapital und Arbeit limitieren konnte;
- eine spezielle Kombination wissenschaftlicher und handwerklicher Tradition – widerspiegelt auch im dualen Bildungssystem der Schweiz –, die technischen Fortschritt ermöglicht und damit zur Vielfalt und Stärke der Wirtschaftsstruktur beiträgt;
- über weite Perioden offene Grenzen, welche die Zuwanderung ausländischer Unternehmen und später ausländischer Arbeitskräfte erleichterten;
- eine Tradition monetärer Stabilität, die auch durch die Interessen des Bankenplatzes gefördert wurde;
- effiziente staatliche Instanzen sowie ein dadurch geschärftes finanzpolitisches Verantwortungsbewusstsein;
- eine qualitativ hochstehende Infrastruktur
- und schliesslich der Zwang zur Fokussierung auf den internationalen Handel, der sich aus Ressourcenarmut und der Geografie ergab.

Heute verfügt die Schweiz über einen Mix von erfolgreichen globalen Grosskonzernen und von unzähligen KMU, die sich ebenfalls in einem äusserst breiten und globalen Wirkungskreis bewegen.

Dabei ist der Anstieg des Schweizer Wohlstands nicht linear verlaufen. Er wurde immer wieder durch zyklische Schwankungen oder durch die Notwendigkeit struktureller Anpassungen in der Gesamtwirtschaft oder in einzelnen Sektoren zurückgeworfen oder zumindest unterbrochen. Solche Zäsuren wurden jedoch meist recht schnell bewältigt und stärkten die Wirtschaft, sei es nach der Krise der 1970er Jahre, die den Abschied von einer stark arbeits- und energieintensiven Produktion einleitete, der Krise und dem Comeback in der Uhrenindustrie in den 1980er Jahren oder dem Umbau der schweizerischen Chemie- zu einer global führenden Pharmabranche in den 1990er Jahren.

Den Lehren aus der Immobilien- und teils Bankenkrise Anfang der 1990er Jahre ist es wohl zu verdanken, dass die Schweizer Wirtschaft heute sehr gut dasteht. Im Moment sieht sich der Finanzplatz einer Zäsur ausgesetzt. Sie ist einerseits Folge der Finanzkrise und der dadurch notwendig gewordenen Rekapitalisierung und Neuregulierung des Bankensystems und anderseits des internationalen Drucks im Bereich der Steuerkonformität. Auch hier wird es für den zukünftigen Erfolg der Schweizer Wirtschaft zentral sein, dass der Umbau rasch und entschlossen angegangen wird.

3 Was zu tun ist, damit es uns auch in Zukunft gut geht

Welchen Herausforderungen sich die Schweiz längerfristig gegenübersieht, ist heute nicht abzusehen. Zu sehr kann sich das Umfeld wandeln.

Einige der Herausforderungen aber sind identifizierbar:
- In den kommenden Jahren könnten uns Veränderungen im konjunkturellen Superzyklus vor Probleme stellen. Zu hoffen ist, dass dieses Phänomen sanft ausläuft, indem sich das Immobilienangebot weit genug ausweitet, um

den Preisanstieg zu stoppen, während gleichzeitig die Nachfrage graduell abflacht, unter anderem als Folge der Kreditbeschränkungen durch die Banken.

- Ein unangenehmes Szenario wäre ein starker Einbruch der Nachfrage – zum Beispiel als Folge eines starken Rückgangs der Einwanderung – und darauf ein sich rapide entwickelndes Überangebot an Wohnfläche und Geschäftsliegenschaften. Primär betroffen wären wohl Entwickler von Grossprojekten sowie allenfalls Bauunternehmen und als Folge davon das Kreditportefeuille von Banken. Erfahrungen im In- und Ausland zeigen, dass es in einer derartigen Situation zentral ist, die Bereinigung der Probleme möglichst rasch anzugehen und nicht aus Rücksichtnahme auf politische Sonderinteressen zu verschleppen.
- Die Neuregelung der politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zur EU, zum dominanten Wirtschaftspartner der Schweiz, wird in den kommenden Jahren von zentraler Bedeutung sein. Die Annahme der «Masseneinwanderungsinitiative» hat die Ausgangslage erschwert. Auch hier wäre eine «sanfte Landung» wünschbar. Dazu wäre eine Umsetzung der Initiative notwendig, die einerseits den Volkswillen respektiert und andererseits von der EU akzeptiert, also nicht als Zuwiderhandlung gegen das Prinzip der Personenfreizügigkeit gesehen wird. In diesem Fall könnten die bilateralen Verträge untangiert bleiben. Allerdings: Auch unter diesen Bedingungen wird es nicht einfach sein, die Beziehungen zur EU weiter zu vertiefen – zum Beispiel in Form eines generellen oder auf die Finanzindustrie abgestimmten Dienstleistungsabkommens. Ein viel negativeres Szenario wären hingegen sehr restriktive Kontingente für Einwanderer, gefolgt von einer Kündigung der bilateralen Verträge. Dies könnte zu einer Stagnation der Schweizer Wirtschaft führen.
- Längerfristig sieht sich die Schweiz, wie viele Industrieländer, mit der weitverzweigten Problematik des Alterns konfrontiert. Nebst medizinischen Herausforderungen, etwa der Zunahme von Alterskrankheiten wie Demenz, sind die zentralen Probleme finanzieller Natur: Es geht darum, finanzielle Versprechen an die demografische Realität anzupassen, sei es im Bereich der staatlichen Altersvorsorge, der privaten Vorsorge sowie der Gesundheitsversorgung. Schliesslich geht es darum, die durch den Abgang der Babyboomer entstehende Lücke am Arbeitsmarkt zu füllen beziehungsweise durch Kapital zu ersetzen. Sofern die Märkte für Arbeit und Kapital richtig funktionieren, sollte sich dieses Problem jedoch lösen lassen.

Um die zentralen Herausforderungen der Schweiz erfolgreich zu meistern, braucht es den richtigen Mix zwischen marktwirtschaftlichen Ansätzen und staatlichen Eingriffen. Auf diesen Mix wird man indes ohne politische Kompromisse nicht kommen. In jüngster Zeit scheinen derartige Kompromisse schwieriger geworden zu sein. Es bleibt abzuwarten, ob sich dies nach den Parlamentswahlen im kommenden Jahr ändern wird. Und zu hoffen ist, dass die politische Stabilität auf der globalen und europäischen Ebene grundsätzlich bewahrt bleibt. Denn die Schweizer Wohlfahrt hängt nicht zuletzt davon ab, wie die Lage in den Ländern um uns herum aussieht. Trotz all ihrer historisch gewachsenen Stärken sähe deshalb – je nach Situation – die Zukunft der Schweiz andernfalls viel weniger positiv aus. □

Oliver Adler ist Leiter Economic Research bei der Credit Suisse.

CREDIT SUISSE · SORGENBAROMETER 2014

92 Prozent bezeichnen ihre derzeitige wirtschaftliche Lage als recht gut, gut oder als sehr gut.

Frage 11 –

Was tun mit der direkten Demokratie?

Initiativen, die an der Urne gutgeheissen werden, führen zunehmend zu Konflikten mit völkerrechtlichen Verpflichtungen der Schweiz. Eine Änderung der Verfassung drängt sich auf.
Von Bernhard Ehrenzeller

Volksrechte gehören zur Schweiz. Wir sind zu Recht stolz darauf. Der Kern der schweizerischen Staatsidee ist, dass die Bürgerinnen und Bürger das politische Geschehen nicht nur bei Wahlen, sondern auch in Sachfragen mitgestalten können. Insbesondere die Volksinitiative bietet die Möglichkeit, ein fast beliebiges Thema zum Gegenstand des politischen Diskurses zu machen. Einmal angenommen, wird der Initiativtext zu Verfassungsrecht. Diese hohe rechtliche Verbindlichkeit, gepaart mit der inhaltlichen Freiheit, verleiht diesem Volksrecht ein Stück Unberechenbarkeit und Radikalität. In letzter Zeit häufen sich rechtsstaatlich problematische Initiativen, die den von der Schweiz eingegangenen völkerrechtlichen Verpflichtungen widersprechen (Minarettverbots-, Pädophilen-, Ausschaffungs- oder Masseneinwanderungsinitiative).

Die Bundesverfassung verhindert unsachliche, widersprüchliche oder politisch unbequeme Initiativen keineswegs. Vielmehr kann die Verfassung jederzeit ganz oder teilweise revidiert werden (Art. 192 BV). Die Initiativschranken sind tief: Eine zustande gekommene Initiative darf von der Bundesversammlung nur für ungültig erklärt werden, wenn sie die Einheit der Form und der Materie verletzt oder dem zwingenden Völkerrecht widerspricht (Art. 139 Abs. 3 BV). Dazu zählt aber nur ein kleiner Kernbestand völkerrechtlichen

Vertrags- und Gewohnheitsrechts; der Grossteil des Völkerrechts gerade nicht. Nur vier Initiativbegehren sind bisher für ungültig erklärt worden.

Zwangslage für den Gesetzgeber

Die Schweiz hat nie einen Zweifel daran gelassen, dass sie internationale Verpflichtungen einhalten will. Werden völkerrechtswidrige Volksinitiativen angenommen, bringt das den Gesetzgeber in die Zwangslage, den Verfassungsauftrag entweder verfassungskonform, aber völkerrechtswidrig oder völkerrechtskonform, aber verfassungswidrig umzusetzen. Das ist letztlich ein demokratisch wie rechtsstaatlich unhaltbarer Zustand.

An Vorschlägen, wie aus dem Dilemma herauszukommen wäre, fehlt es nicht. Auf der einen Seite scheint ein Initiativbegehren der SVP in Vorbereitung, das den Vorrang des Landesrechts vor dem Völkerrecht – mit Ausnahme des zwingenden Völkerrechts – in der Verfassung verankern will. Eine ganz andere Idee hat der Bundesrat, der die Ungültigkeitsgründe erweitern möchte, etwa durch den Kerngehalt der Grundrechte als Revisionsschranke. Auch soll die Exekutive – unverbindlich – eine präventive Rechtskontrolle der Initiativen vornehmen können. Diese Vorschläge sind in der Öffentlichkeit schlecht angekommen und werden nicht weiterverfolgt. Überhaupt dürften es alle Reformvorschläge schwer haben, die als «Einschränkung» von Volksrechten abqualifiziert werden können.

Gibt es einen Ausweg aus der Zwickmühle zwischen direkter Demokratie und Völkerrecht? Die Bundesverfassung kennt keinen absoluten Vorrang des Völkerrechts vor Landesrecht. Das ist klug, weil damit eine letzte Abwägung zwischen wichtigen nationalen und internationalen Werten und Interessen möglich bleibt. Die Schweiz ist mit ihrer pragmatisch-differenzierten Haltung zum Vorrang des Völkerrechts gut gefahren. Umgekehrt wäre es den Grundwerten der Verfassung abträglich, wenn ein Vorrang des Landesrechts vor dem Völkerrecht in der Verfassung stünde. Damit würde das Problem einer mög-lichen Völkerrechtsverletzung nicht gelöst. Ein Auftrag zur Kündigung widersprechender Vertragswerke müsste auf jeden Fall Gegenstand einer selbstständigen Abstimmungsvorlage bilden, was die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative aufzeigt.

Dem Parlament sind die Hände nicht ganz gebunden. Auch ohne Verfassungsrevision stünden der Bundesversammlung verschiedene Möglichkeiten offen, sicherere Leitplanken für die Gültigkeit von Initiativen zu setzen. So hätte es ihr bei der «Ecopop-Initiative» offengestanden, dem Gebot der Einheit der Materie stärkere Geltung zu verschaffen. Gleiches gilt für das Kriterium des zwingenden Völkerrechts, das bei der Behandlung der «Durchsetzungsinitiative» nicht aufgeweicht werden sollte.

Zuwarten ist keine Option

Trotzdem: Auch bei einer strengen, berechenbaren Praxis der Bundesversammlung in Bezug auf die Gültigkeit von Initiativen bleibt das Grundproblem von völkerrechtswidrigen – oder besser: zu Völkerrechtsverletzungen führenden – Volksbegehren bestehen. Bisher konnten bei drohenden Völkerrechtsverletzungen pragmatische Lösungen gefunden werden. Das dürfte schwierig werden, wenn Verfassungsinitiativen die Substanz von Vertragsverpflichtungen in Frage stellen und eine entsprechende Vertragsanpassung nicht gelingt. Dann könnte die Schweiz nicht nur mit einem Reputationsverlust, sondern mit effektiven Nachteilen konfrontiert werden.

Über kurz oder lang drängt sich eine Verfassungsänderung auf. Dabei bräuchte es keine Erweiterung der Ungültigkeitsgründe für Initiativen, das würde den demokratischen Diskurs frühzeitig unterbinden. Aber eine Aufwertung und Neuausgestaltung der Volksinitiative in der Form der allgemeinen Anregung wäre prüfenswert. Diese Initiativform lässt die Volksabstimmung zu und verschafft dabei der Bundesversammlung Handlungsspielraum bei der Umsetzung, indem sie keinen fest formulierten Verfassungstext vorgibt. Den Königsweg in dieser Frage gibt es nicht. Doch die Dinge einfach laufen zu lassen, bis es zum grossen Clash kommt, können wir uns als Anhänger der direkten Demokratie nicht wünschen. □



Kern der Staatsidee: Stimmabgabe zur «Masseneinwanderungsinitiative» am 9. Februar 2014 in Ascona.

Bernhard Ehrenzeller ist Professor für Öffentliches Recht an der Universität St. Gallen.

CREDIT SUISSE · SORGENBAROMETER 2014

Was macht die Schweiz erfolgreich? 35 Prozent nennen das Mitspracherecht als eine der grössten Stärken des Landes.

Foto: Michael Buholzer / AFP Photo

Frage 12 –

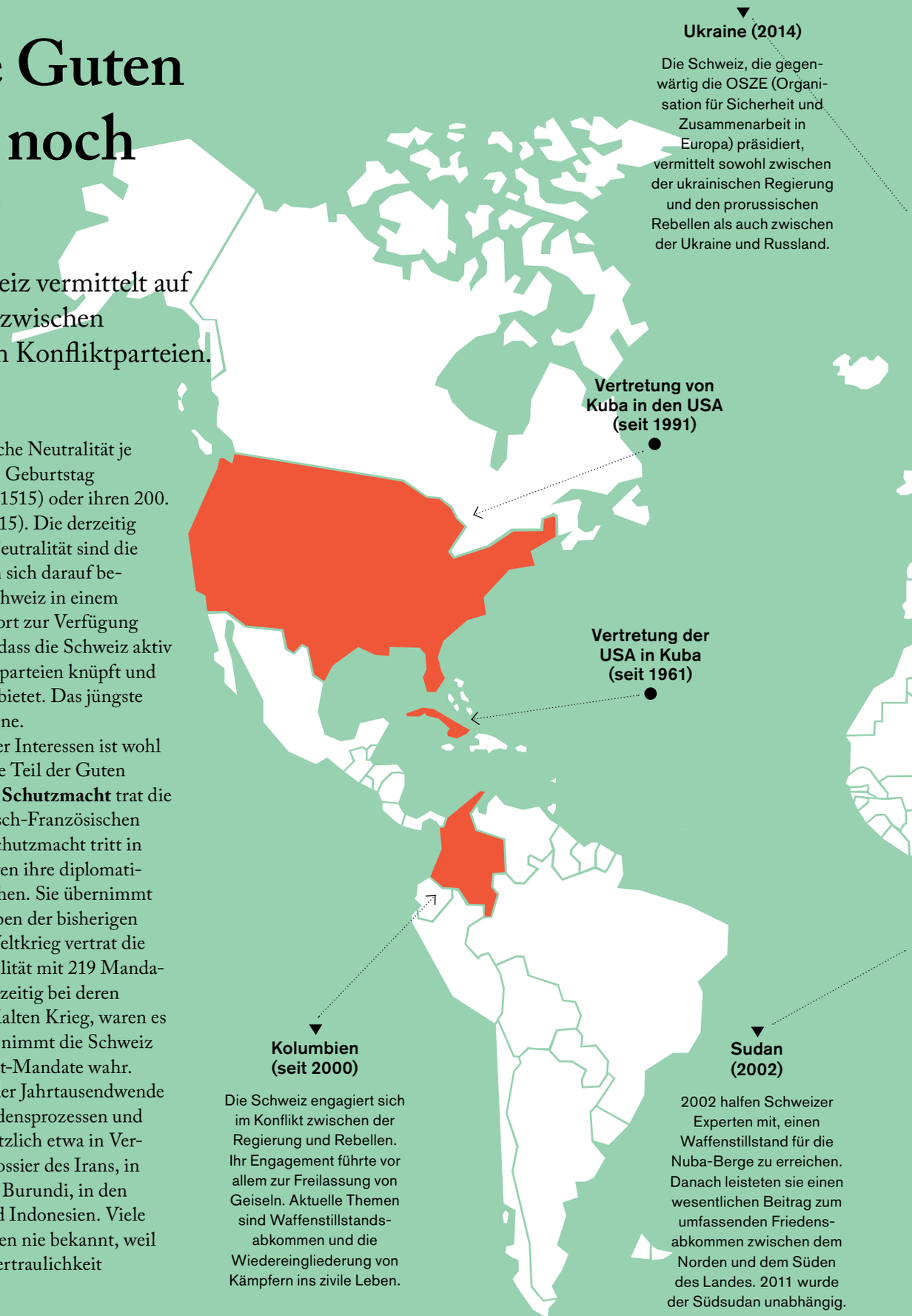
Sind die Guten Dienste noch gefragt?

Die neutrale Schweiz vermittelt auf allen Kontinenten zwischen unterschiedlichsten Konfliktparteien.

2015 feiert die schweizerische Neutralität je nach Sichtweise ihren 500. Geburtstag (Schlacht von Marignano, 1515) oder ihren 200. (Zweiter Pariser Friede, 1815). Die derzeitig sichtbarste Funktion der Neutralität sind die Guten Dienste: Sie können sich darauf beschränken, dass sich die Schweiz in einem Konflikt als Verhandlungsort zur Verfügung stellt. Oder so weit gehen, dass die Schweiz aktiv Kontakte mit den Konfliktparteien knüpft und sich als ▼ **Vermittlerin** anbietet. Das jüngste Beispiel dafür ist die Ukraine.

Die Wahrung fremder Interessen ist wohl der älteste und berühmteste Teil der Guten Dienste: Als sogenannte ● **Schutzmacht** trat die Schweiz erstmals im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 auf. Eine Schutzmacht tritt in Funktion, wenn zwei Staaten ihre diplomatischen Beziehungen abbrechen. Sie übernimmt dann einen Teil der Aufgaben der bisherigen Vertretung. Im Zweiten Weltkrieg vertrat die Schweiz dank ihrer Neutralität mit 219 Mandaten bis zu 35 Länder gleichzeitig bei deren Kriegsgegnern. 1973, im Kalten Krieg, waren es noch 24 Mandate. Zurzeit nimmt die Schweiz immer noch 6 Schutzmacht-Mandate wahr.

Die Schweiz ist seit der Jahrtausendwende in über zwei Dutzend Friedensprozessen und Konflikten involviert, zusätzlich etwa in Vermittlungen zum Nukleardossier des Irans, in den Friedensgesprächen in Burundi, in den Konflikten in Thailand und Indonesien. Viele dieser Vermittlungen werden nie bekannt, weil die Konfliktparteien auf Vertraulichkeit bestehen.



Inhalt: Daniel Ammann; Grafik: Crafft; Quelle: EDA



CREDIT SUISSE · SORGENBAROMETER 2014

Gefragt, für was die Schweiz stehe, kommt am häufigsten die Antwort: für die Neutralität.

Frage 13 –

Warum die Schweiz?

1976 erklärte der Amerikaner *Jonathan Steinberg* der Welt, wie die Schweiz funktioniert. «Why Switzerland?» gilt als moderner Klassiker. Nun wirft der Historiker erneut einen Blick auf das Land – er sieht Wolken aufziehen.



Ja, das Land ist ein Sonderfall: Bündnis von Uri, Schwyz und Unterwalden, 1291.

Ab dem Spätmittelalter bildete sich mitten in Europa eine dezentrale politische Struktur heraus, die wir heute «die Schweiz» nennen. Drei spezifische Faktoren führten dazu, dass sie bis heute als Staatswesen fortlebt. Und, ja, diese drei Faktoren machten das Land zu einem Sonderfall.

1. Die politische Kontinuität

Die Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft beginnt mit einem einzigartigen Dokument, dem Bundesbrief von 1291, und einer einzigartigen Erklärung: «Wir haben auch einhellig gelobt und festgesetzt, dass wir in den Tälern durchaus keinen Richter, der das Amt irgendwie um Geld oder Geldeswert erworben hat oder nicht unser Einwohner oder Landmann ist, annehmen sollen.»

Verträge zwischen Gemeinschaften waren im Europa des frühen 13. Jahrhunderts üblich. Dieses Bündnis aber war etwas Besonderes. Darauf weisen Jean-Daniel Morerod und Justin Favrod in der jüngst erschienenen «Geschichte der Schweiz» hin: «Hier ging es um eine politische und rechtliche Übereinkunft zwischen Talschaften, die so handelten, als seien sie souverän, und die dies auch blieben. Diese Form eines Bündnisses zwischen ländlichen Gemeinschaften gab es andernorts nicht.»

Die Signatargemeinschaften – Uri, Schwyz und Unterwalden (heute Ob- und Nidwalden) – existieren nach wie vor, und sie lehnen «fremde Richter» noch immer ab, auch wenn heute darunter oft die EU verstanden wird. Keine andere Gesellschaft, weder China noch Japan, der Vatikan, die USA oder Grossbritannien können sich auf Gründungsinstitutionen berufen, die über siebenhundert Jahre alt sind.

2. Die vormoderne Schweiz überlebt

Die Religionskriege in Europa endeten mit dem Westfälischen Frieden (1648) beziehungsweise nach dem Spanisch-Französischen Krieg (1659). In der Folge bildete sich der moderne Staat heraus. Der Dreissigjährige Krieg war noch von Söldnern und Heerführern ausgetragen worden, die ihre Dienste an fremde Herrscher verkauften. Niederländer, Schweden, Franzosen und Preussen erkannten danach, dass sie stehende Heere brauchten. All das kostete Geld und führte zur Entstehung des modernen Staates, der Steuern erhob, den Adel in die Schranken verwies und die Könige mit absoluter Macht ausstattete.

In der Schweiz endeten die Religionskriege (zwischen den katholischen Orten in der Innerschweiz sowie Wallis und St. Gallen auf der einen Seite und den reformierten Zürich, Bern und Genf auf der anderen) erst 1712 mit dem Vierten Landfrieden. Es gab keinen Sieger. Das mittelalterliche Herrschaftsmodell mit seinen losen Bündnissen überdauerte die Französische Revolution. Die dezentralisierten, vormodernen Strukturen überlebten auch die Neuordnung Europas des Wiener Kongresses 1815 nach dem Ende Napoleons.

Die Untertanengebiete und ihre Gemeinden wollten souverän sein, und die Katholiken wollten sich zurückziehen. Es kam zum Bürgerkrieg, zum Sonderbundskrieg (3. bis 29. November 1847), welcher der letzte militärische Konflikt auf Schweizer Boden war. Die Protestanten setzten sich durch – waren aber klug genug, das Volk über die Bundesverfassung von 1848 abstimmen zu lassen und die weitgehenden Selbstbestimmungsrechte der Kantone zu bewahren.

Aus der frühmodernen Schweiz wurde so ein modernes Gemeinwesen, das seine mittelalterlichen Strukturen unverändert beibehielt: seine Bürgergemeinden, seine Bauernrepubliken und seine städtischen Patrizieroligarchien. Das Volk, von den Liberalen traditionell mit Misstrauen betrachtet, führte seinen Kampf fort und erreichte 1869 mit der Zürcher Verfassung einen wichtigen Erfolg. Sie setzte fest, «dass das Volk die legislative Macht mit der Unterstützung des Kantonsrats ausübt». Die meisten Kantone übernahmen in der Folge das Zürcher Vorbild. 1891 wurde dann das Initiativrecht eingeführt.

In der modernen Schweiz verbinden sich so archaische Verfassungsstrukturen mit fortschrittlichen und demokratischen Elementen. Sie zeichnet sich durch ein kompliziertes System der Machtbalance aus und entstand nicht etwa, weil das Schwei-

Bild: IBA-Archiv / Keystone

zervolk die direkte Demokratie genau so wollte, sondern weil die politischen Autoritäten niemals genug Macht hatten, um ihr Volk unterdrücken zu können.

3. Die dezentrale Wirtschaft

Das Überleben der Schweiz ist auch auf die vielen Besonderheiten ihrer Wirtschaftsgeschichte zurückzuführen: das geringe Wachstum der Städte; der hohe Spezialisierungsgrad; die Produktion hochwertiger Güter; der langsame Ausbau des Eisenbahnnetzes; das Vorhandensein von Wasserkraft und Spinnereien; das Fehlen von Kohle; die hohe Sparquote; die Konzentration von Wirtschaftsaktivitäten in bestimmten Regionen, in denen Bauernfamilien Arbeitskräfte stellten; die Kapitalakkumulation in den Städten und Banken, denen dieses Kapital zu Investitionszwecken anvertraut wurde; die Abwesenheit von Patentbeschränkungen bis 1907.

Diese Besonderheiten brachten eine Volkswirtschaft hervor, die bestens in das institutionelle Gefüge von Rechtsprechung und Behörden, Gemeinden, Städten und Kantonen passte. Zugleich bewahrte die Schweiz eine spezialisierte Agrarwirtschaft, die auf Milchprodukten basierte und Käse und Schokolade exportierte. Noch 1950 arbeiteten 21,5 Prozent der Beschäftigten in der Landwirtschaft (6,5 Prozent in Grossbritannien, 12,3 Prozent in Belgien und 17,8 Prozent in den Niederlanden). Eine besondere Rolle spielte der Fremdenverkehr, der im Jahr 1913 21,9 Millionen Übernachtungen verzeichnete, eine Zahl, die erst wieder in den 1950ern erreicht wurde und 5 bis 6 Prozent des Bruttoinlandprodukts entspricht sowie etwa einem Viertel aller Exporte. Grosse Teile der Bevölkerung in ländlichen Kantonen hatten dank Tourismus und Milchwirtschaft ein Auskommen. Die Alpen sind seit hundertfünfzig Jahren ein wichtiger «unsichtbarer Exportartikel».

Erst die weltweite Krise der 1970er Jahre brachte das Ende dieser Wirtschaft von unten. Dutzende unabhängige Uhrenfabrikanten gingen Konkurs, die Banken mussten einspringen und Konglomerate bilden, aus denen die Swatch Group entstand; Richemont und LVMH erwarben später den Rest. Der Tourismus erlitt Einbussen, weil die Schweiz aufgrund des starken Frankens zu teuer wurde. Die Chemie-Industrie wurde internationalisiert, vom alten Basel ist darin nur noch sehr wenig übrig. Der Link zwischen dezentraler Wirtschaft und politischer Struktur ist – auch in der Schweiz – verloren gegangen.

Das Ende der Konsenspolitik

Die Schweizer, die sich kleinräumige Gliederungen gewohnt waren, leben inzwischen in einer Gesellschaft grosser Einheiten – grosse Pharmaunternehmen, Grossbanken, Grosskonzerne und Grossstädte. Der Kontrast zwischen den politischen Realitäten und dem Alltag der Menschen führt zu Reibungen. Traditionelle Parteien wie die FDP und die CVP haben Wähler und Fokussierung verloren.

Die stabile Konsenspolitik der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat einer Polarisierung Platz gemacht, die bedrohlicher ist als jede andere seit dem Generalstreik oder den Religionskriegen. Die populistische Rechte hat alle Trümpfe in der Hand. Sie nutzt das Unbehagen aus und stützt sich auf das Instrument der direkten Demokratie statt auf die parlamentarische Arbeit. Bei spezifischen Anliegen ist das überaus wirkungsvoll. Sie lässt auch keinen Zweifel daran, wogegen sie kämpft – die Eliten und die «Überfremdung» des Landes. Der Anteil von 27 Prozent Ausländern ist ein historischer Rekord.

Der Druck der USA auf Schweizer Banken hat Sympathieverluste verursacht. Die EU, zumal die Kommission, die für alle Mitgliedsstaaten Vorschriften erlässt (von der Abfallbeseitigung bis zur Luftverschmutzung), agiert wie ein «fremder Richter». Die Schweizer, mit zwei Gesetzen und zwölf Bestimmungen zur Abfallbeseitigung, haben sauberere Städte als jedes EU-Land und wollen sich von einer abgelegenen Bürokratie in Brüssel nicht belehren lassen.

Das Establishment hat Autorität eingebüsst. Es hat Schmach über das Land gebracht, als die Swissair 2001 ihren Betrieb einstellen musste. Die Armee hat ihre gesellschaftliche Bedeutung verloren. Die Mitglieder des Bundesrats sind kompetente und tüchtige Leute, haben aber keine Strategie gegen die Welle populistischer Initiativen und Propagandakampagnen. Niemand in der Regierung hat das Zeug, als charismatische Führungspersönlichkeit hervorzutreten. Bundesräte sind verpflichtet, ihre Diskussionen hinter verschlossenen Türen zu führen und ihre Entscheidungen als Kollektiv bekanntzugeben. Demagogen haben hier leichtes Spiel.

Schweizer bleiben Schweizer

Trotzdem bin ich optimistisch. Selbstverständnis und Haltung der Schweizer sind nicht Produkt eines bestimmten Systems. Die Schweizer waren Schweizer im Ancien Régime, während der Herrschaft der Liberalen im 19. Jahrhundert, in der krisenhaften Zeit der beiden Weltkriege. Sie werden auch dann noch Schweizer sein, wenn das Konsensmodell unter dem Druck immer neuer Initiativen zerbröselt. Achtung vor der Souveränität des Volkes, Toleranz gegenüber Andersdenkenden, Geduld angesichts des langen Gesetzgebungsverfahrens und die notwendige Kompromissbereitschaft – all das wird bleiben. Ebenso die Bodenständigkeit, die Verwurzelung in Herkunft, Dialekt, Sprache, der Respekt vor den regionalen Unterschieden.

Der Bundesrat wird vielleicht lernen müssen, bei ihm gefährlich erscheinenden Initiativen Gegenmassnahmen zu ergreifen. Grosse, gut finanzierte Bewegungen werden gegen die Populisten ihre Stimme erheben müssen. Auf die von der Rechten betriebenen Referenden werden die bürgerliche Mitte und die Linke mit Massenbewegungen antworten müssen.

All das ist möglich – und die Schweizer werden herausfinden, wie sie dabei vorgehen wollen. Sie haben schon früher fantasievolle Lösungen gefunden. Es wird eine Weile dauern – in der Schweiz braucht alles seine Zeit –, aber es wird passieren. □

Jonathan Steinberg, 80, ist Professor für Europäische Neuzeitgeschichte an der University of Pennsylvania. 1976 schrieb er das vielzitierte Buch «Why Switzerland?».

Aus dem Amerikanischen von **Matthias Fienbork**

CREDIT SUISSE · SORGENBAROMETER 2014

Noch nie war der Nationalstolz so hoch: 90 Prozent sind eher oder sehr stolz auf die Schweiz. 2004 waren es erst 73 Prozent.

Frage 14 –

Wer hat die moderne Schweiz erfunden?

Nach 1848 erlebte die junge Eidgenossenschaft zwei entscheidende Jahrzehnte. Politik *und* Wirtschaft wurden von einer kleinen Gruppe liberaler Unternehmer geformt. Die Entscheidungswege waren kurz, die Resultate imposant. *Von Joseph Jung*



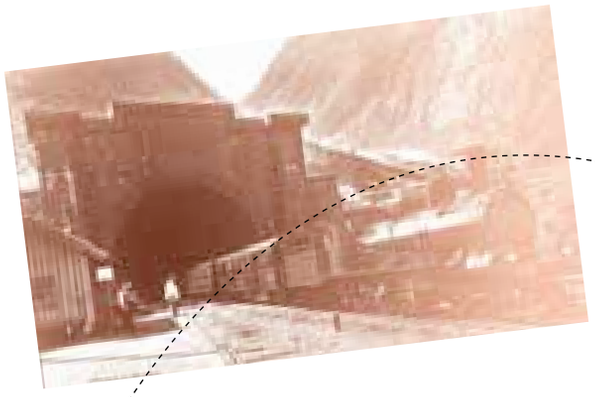
Der Zürcher Politiker und Wirtschaftsführer Alfred Escher (1819–1882) gehörte zu den Pionieren der modernen Schweiz.



1848

GENIALER WURF

Die Bundesverfassung von 1848 steckte die Rahmenbedingungen der neuen Schweiz ab.



1852

BESSERE LÖSUNG

Dass der Bau der Schienenwege den Privaten überlassen wurde, erwies sich als Jahrhundertentscheid.

Mitte des 19. Jahrhunderts ist die Schweiz ein rückständiger Staat; instabil, ländlich-agrarisch geprägt, ein klassisches Auswanderungsland. Schwerwiegende Mängel behindern die gesellschaftspolitische und ökonomische Entwicklung des Landes: Hunderte von Binnenzöllen, Wasser-, Brücken- und Weggeldern verunmöglichen den Wirtschaftsraum Schweiz. Die Führungsstrukturen sind nicht geeignet, die grossen Herausforderungen eines modernen Staates zu meistern.

Dann kam die Bundesverfassung von 1848, ein genialer Wurf. Sie steckte die Rahmenbedingungen der neuen Schweiz ab. Doch damit war das Land längst nicht ausgestaltet, waren die Institutionen nicht errichtet, Abläufe nicht geregelt. Der rasante volkswirtschaftliche und gesellschaftspolitische Aufbruch nach der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde erst beflügelt durch die Stärken und Qualitäten der repräsentativen Demokratie, des Grossbürgertums und des Grosskapitals. Diese Entwicklung fällt in ein kleines wirtschaftsliberales Zeitfenster, das sich nach 1848 öffnete und sich Ende der 1860er Jahre allmählich wieder schloss.

Erfolgsfaktor: Einwanderung

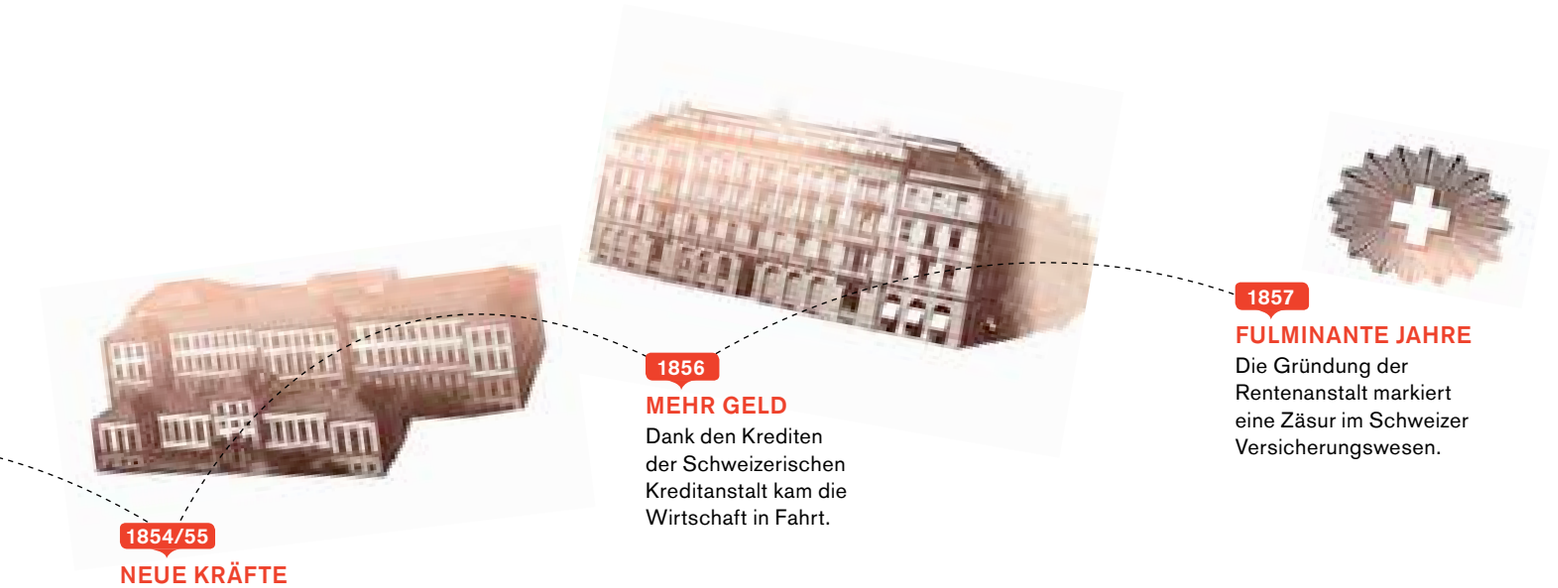
In dieser Zeit erfindet eine Gruppe Pioniere um den Zürcher Politiker und Wirtschaftsführer Alfred Escher die Schweiz als zukunftsgerichtetes und entwicklungsfähiges Staatswesen mit ausgezeichneter Infrastruktur. Im Kontext ihrer gescheiterten 1848er Revolutionen kamen Flüchtlinge aus aller Herren Ländern in die Schweiz und brachten erfrischendes und befruchtendes Gedankengut mit – Innovationsgeist und Unternehmertum. Einwanderung wird zu einem Erfolgsfaktor.

Die Pioniere hatten die Vorstellung, dass alle Aufgaben, die der Staat besser lösen kann als die Privatwirtschaft, in die öffentliche Hand gehören. Wo aber die Privatwirtschaft effizientere und bessere Lösungen als der Staat erzielen kann, soll sie es tun. In diesem Verständnis wurde 1852 der Jahrhundertentscheid gefällt, den Bau der Schienenwege und den Eisenbahnbetrieb nicht dem Staat, sondern der Privatwirtschaft zu überlassen. Auch das Verhältnis zwischen Bund und Kantonen galt es zu definieren. Während die radikalen Politiker einen zentralistischen Staat anstrebten, setzten die liberalen Pioniere auf Föderalismus, gerade bei den Steuern. Davon ausgenommen wurden Aufgaben, die auch aus ihrer Sicht landesweit gelöst werden mussten: das Münzwesen oder die Zollverwaltung, wodurch ein Wirtschaftsraum entstehen konnte. Dieser klugen Verteilung der Kompetenzen verdankt der junge Bundesstaat seinen erstaunlichen Leistungsausweis.

Wirtschaft unter Dampf

Der eigentliche Motor der Entwicklung ist das von privaten Unternehmen getragene Eisenbahnprojekt. Damit verbunden ist die forcierte Wachstumsstrategie der um Streckenführung und Marktanteile kämpfenden privaten Bahngesellschaften. Der Vormarsch des Dampfrosses stiess eine Reihe weiterer Entwicklungen an. Die ETH Zürich (gegründet 1854/55) beseitigte ein eklatantes Defizit, indem sie die

Fotos: Sammlung Rauch / Interfoto / Keystone; Schweizerisches Bundesarchiv, Bern (BAR#K7#1000/1419#2*); Plutowiki / Wikimedia Commons



1854/55
NEUE KRÄFTE
Mit der Gründung der ETH konnte das Defizit an Fachleuten für die neuen Unternehmen beseitigt werden.

1856
MEHR GELD
Dank den Krediten der Schweizerischen Kreditanstalt kam die Wirtschaft in Fahrt.

1857
FULMINANTE JAHRE
Die Gründung der Rentenanstalt markiert eine Zäsur im Schweizer Versicherungswesen.

technisch-wissenschaftlichen Kräfte ausbildete, die für die neuen Unternehmen und die grossen und kleinen Projekte der modernen Schweiz unverzichtbar sind. Die Schweizerische Kreditanstalt (ab 1856; heute: Credit Suisse) wurde zur Dampflokomotive des Kredits für die Volkswirtschaft. Und sie spielte eine Hauptrolle bei der Etablierung von Versicherungsgesellschaften: bei der Schweizerischen Rentenanstalt (1857; heute: Swiss Life) oder der Schweizerischen Rückversicherungsgesellschaft (1863; heute: Swiss Re).

Die fulminanten Jahre des wirtschaftsliberalen Zeitfensters brachten den Forschungs-, den Werk- und den Finanzplatz kräftig in Fahrt. Und mit der Eisenbahn kam das Tourismusland Schweiz. Denn erst mit dieser Verkehrsinfrastruktur ist der Bauboom der Schweizer Hotellerie ab den 1860er Jahren vorstellbar.

Die Schweiz wird bilateral

Das Zusammenspiel von Politik und Wirtschaft entfesselt eine epochale Dynamik. Dazu gehört, dass zeitweise rund die Hälfte der eidgenössischen Parlamentarier Führungsfunktionen in privaten Eisenbahngesellschaften, bei Finanzinstituten oder in der Textilwirtschaft ausübten, was wiederum zu bitterböser Kritik führte. Man wähnte die Schweiz diesen Bundesbaronen ausgeliefert. Gemeint war die Gruppe der gut situierten Unternehmer um Escher im Parlament, die, so sagte eine konservativ-oppositionelle Stimme, «alle Initiative in den öffentlichen Angelegenheiten in ihren Händen vereinigten».

In den 1850er und 1860er Jahren wurden zahlreiche bilaterale Abkommen zwischen der Schweiz und anderen Staaten geschlossen, deren Bedeutung für das Aufblühen der Schweizer Volkswirtschaft nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Es mag wohl kaum mehr überraschen, dass just in dieser Gründerzeit die liberalen Wirtschaftspioniere sich auch der Handelsverträge annahmen und diese zielgerichtet durch die politischen Prozesse führten – damals, als die Möglichkeiten des Bundesrates für die Gestaltung einer kraftvollen Aussenwirtschaftspolitik mehr als bescheiden waren.

Beispielhaft sind verschiedene Verträge aus dem Jahr 1864: Zunächst mit Seiner Majestät dem Taikun von Japan, was den beiden Ländern im gegenseitigen Verkehr die Meistbegünstigung brachte und es Schweizer Kaufleuten erlaubte, in ausgewählten japanischen Häfen Geschäfte zu betreiben. Oder das Abkommen mit Frankreich: Neben der Meistbegünstigungsklausel, die für den Export von Uhren, Seidenbändern und Baumwollprodukten entscheidend war, wurde festgeschrieben, dass sich Franzosen, unabhängig ihrer Religion, in der Schweiz niederlassen konnten. Damit waren Schweizer Juden, denen damals die freie Niederlassung nicht erlaubt war, gegenüber den französischen Juden benachteiligt. Dieser Zustand sollte 1866 zur Teilrevision der Bundesverfassung führen.

Lange geht alles gut. Aufschwung, neue Unternehmen, Arbeitsplätze, steigende Börsenkurse … 1869 werden die Liberalen in Zürich aus der Regierung gefegt und die neue Kantonsverfassung tritt in Kraft. Dieses Ereignis markiert eine politische Zäsur: Demokratische Umwälzungen finden auch in anderen Kantonen statt. Schliesslich kommt es 1874 zur Revision der Bundesverfassung. Eingeführt wird das Referendum für Bundesgesetze.

Die Herrschaft des Volkes

Die politische Grundstruktur der Schweiz verändert sich. Die Interessen breiterer Volksschichten finden in neuen politischen Gruppierungen ihre Auffangbecken, und die direkte Herrschaft des Volkes nimmt ihren Anfang, sie wird zum Wesenselement der schweizerischen Demokratie. Kompetenzen verlagern sich von den Kantonen zum Bund, während in anderen Bereichen der Staat Kompetenzen an sich zieht, die zuvor der Privatinitiative überlassen waren. Elemente jenes grosskapitalistischen, grossbürgerlichen Systems, das dem Bundesstaat von 1848 während zweier Jahrzehnte eine tragfähige Grundlage gegeben hat, verschwinden. Es folgt die Zeit des Kleinbürgertums, der Parteien und Interessenverbände sowie der direkten Demokratie, welche die Schweiz bis heute bestimmt. □

Joseph Jung ist Geschäftsführer der Alfred Escher-Stiftung und langjähriger Chefhistoriker der Credit Suisse. Der Emeritus der Universität Freiburg ist heute als Gastprofessor tätig. Seine Biografie über Alfred Escher ist ein Bestseller: «Alfred Escher 1819–1882. Aufstieg, Macht, Tragik». 5. Auflage, Verlag NZZ 2014.

CREDIT SUISSE · SORGENBAROMETER 2014

Eine grosse Stärke der Schweiz ist ihre Innovationskraft, finden 16 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer.

Fotos: ETH-Bibliothek Zürich, Bildarchiv; Adrian Michael / Wikimedia Commons; Swiss Life

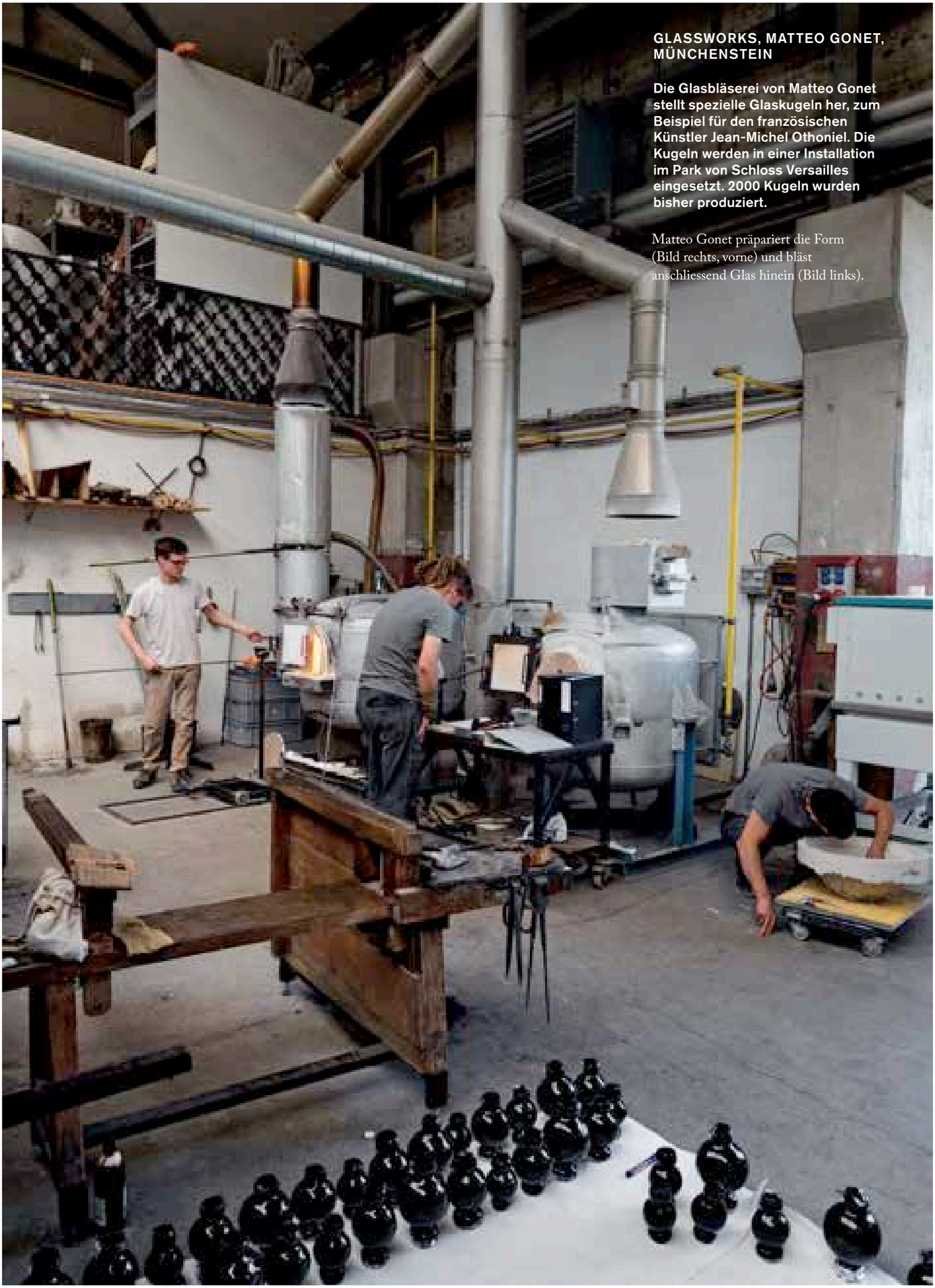


Frage 15 –

Wieso vertrauen globale Künstler auf Schweizer Handwerker?

Schweizer Kunsthandwerk ist beliebt. Grosse Namen der Kunst reisen aus den Metropolen der Welt nach Müntschemier, Zofingen oder St. Gallen, um ihre Visionen zu drucken, zu filmen oder zu giessen. Sechs Werkstattbesuche.

Von Daniele Muscionico (Text) und Andri Pol (Bilder)



GLASSWORKS, MATTEO GONET, MÜNCHENSTEIN

Die Glasbläserei von Matteo Gonet stellt spezielle Glaskugeln her, zum Beispiel für den französischen Künstler Jean-Michel Othoniel. Die Kugeln werden in einer Installation im Park von Schloss Versailles eingesetzt. 2000 Kugeln wurden bisher produziert.

Matteo Gonet präpariert die Form (Bild rechts, vorne) und bläst anschliessend Glas hinein (Bild links).

Schweizer Handwerksbetriebe sind bei Starkünstlern gefragt. An wenigen anderen Orten auf der Welt werden ihre Fantasien so direkt umgesetzt wie hier, wird auf Mass abgestimmt, wird mitgedacht, wird produziert in überdurchschnittlicher Qualität und verlässlicher Seriosität – vor allem aber mit grosser Diskretion. Was in Giessereien, Druckateliers oder Glashütten im Teamwork mit dem Künstler entsteht, gelangt später in erstrangige Galerien von Schanghai bis New York, wird von Museen und Sammlern gekauft und kann auf Auktionen schnell einmal mehrere Hunderttausend Franken kosten.

Schweizer Handwerker sind dafür bekannt, zuverlässige Kunst-Kollaborateure zu sein. Und: Sie bleiben im Hintergrund (mit Ausnahme von Reportagen wie dieser). Wenn sie sonst zu Wort kommen und im Licht stehen, dann in einem Nebensatz im Vorwort des Ausstellungskataloges einer Schau. Aber die Schau wird zum Ereignis, weil in der Vorbereitung Künstlergeist und Handwerkskunst Hand in Hand spielten. Fern von Glanz und Glamour arbeiten die Fachleute der Kunstgiesserei in St. Gallen zum Beispiel mit und für die Künstler Paul McCarthy (Performance und Skulpturen), Urs Fischer (Skulpturen), Pierre Huyghe (Filme, Objekte) oder für Peter Fischli und den verstorbenen David Weiss (unter anderem Filme, Plastiken).

Man entwickelt zusammen neue Techniken, experimentiert an neuen Realisationsverfahren. Pipilotti Rist oder Roman Signer vertrauen die Umsetzung ihrer Videoarbeiten dem Team der Videocompany in Zofingen an. Und wie im letzten Jahrhundert der Plastiker Henry Moore, der Maler Oskar Kokoschka oder der Zeichner Alois Carigiet in der Grafischen Anstalt von Johann Edwin Wolfensberger in Zürich ein und aus gingen, suchen heute Grössen wie der Medienkünstler John Baldessari das Steindruckatelier von Thomi Wolfensberger, dem Urenkel von Johann Edwin, auf. Der arbeitet dort mit denselben Pressen, Steinen und Techniken wie sein Urgrossvater vor über hundert Jahren – und kombiniert sie mit neusten Umdruckverfahren.

Der Maler und Konzeptkünstler Ilya Kabakov oder die Fotografin Roni Horn wiederum vertrauen der Siebdruckerei von Lorenz Boegli. Und wenn in Frankreich eines der wichtigsten Kulturgüter der Nation, der Garten von Versailles, erstmals seit über 300 Jahren mit Glasskulpturen von Jean-Michel Othoniel eine bleibende Kunst-Intervention erhalten soll, so wird dieses Staatsgeschäft nicht etwa einem altehrwürdigen Glasatelier in Murano bei Venedig überlassen. Nein, zum Zuge kommt die kleine Glasbläserei von Matteo Gonet in Münchenstein bei Basel. Der junge Glasmacher arbeitet mit dem französischen Kultkünstler seit über fünfzehn Jahren eng zusammen. Ihre bekannteste Kooperation ist der «Kiosk der Nachtschwärmer» («Kiosque des noctambules»), der die Eingänge der Pariser Métro-Station Palais-Royal ziert.

Fachleute sind sich einig: Die Stärke der Schweizer Kunsthandwerksbetriebe liegt einerseits im überlieferten Bewusstsein für Qualität, anderseits in der Pflege der Fertigkeiten und im hohen Niveau der Ausbildung. Die herausragende Expertin des Themas, die Schweizer Kunstwissenschafterin Bice Curiger, Leiterin der Biennale Venedig 2011, Mitbegründerin des Magazins «Parkett» und heute künstlerische Direktorin der Fondation Vincent van Gogh Arles, benennt zudem eine andere Besonderheit, wenn sie sagt: «Pragmatismus gehört zu unserer Kultur. Diese wunderbar inspirierten Kunsthelfer sind darüber hinaus fähig, unideologisch ihr Wissen in den Dienst der Kunst zu stellen, um es innovativ anzuwenden. Es gehört eine grosse Bereitschaft dazu, Dinge nicht einfach nur so zu machen, wie man es immer gemacht hat.»

Glassworks: Kugeln aus der Höllenhitze

Es ist heiss in der Halle, 1600 Grad Celsius im Innern des Schmelzofens. Zwei junge Männer mit wuchtigen Oberarmen hantieren mit mittelalterlich anmutenden Instrumenten, dem nassen, löffelartigen Wulgerholz, Zangen, Rund- und Zwackscheren; sie formen, zwicken, zwacken damit den zähflüssigen Klumpen Glas. Knappe Anweisungen in Französisch, Englisch oder Deutsch sind zu vernehmen: «Langsamer drehen!» Glühende Kugeln, gross wie ein Kinderkopf, nur wenige Meter von ihren Gesichtern entfernt. Brandblasen, Arbeitsspuren, Schweiss. Der Schmelzofen dröhnt infernalisch, er brennt seit drei Jahren ununterbrochen. Ihn ›



Handwerker und Künstler: mit Youri Messen-Jaschin.

SIEBDRUCKEREI LORENZ BOEGLI, MÜNTSCHEMIER

Der Siebdrucker Lorenz Boegli versteht sich als Dienstleister der Künstler. Er bedruckte schon eine fertig genähte Wolljacke oder baute die Druckmaschine aus, um ein besonders grosses Format zu drucken.



Stolzer Handwerker: Siebdrucker Boegli prüft seine Farben auf Plexiglas.



Handarbeit: Auswaschen eines Drucksiebs.



Bereit zum Abtransport: Die Skulptur «Anne-Sophie» von Alex Hanimann wird später im Hard Turm Park in Zürich stehen.



KUNSTGIESSEREI, ST. GALLEN

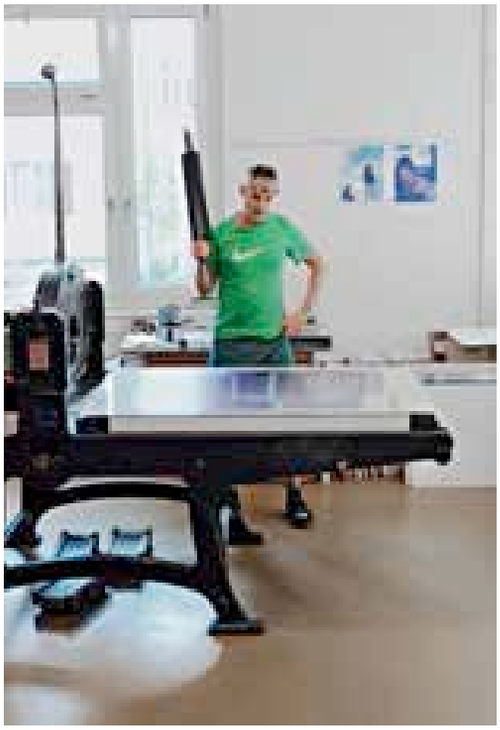
Die 1983 gegründete Werkstatt umfasst Giessöfen, Ateliers, Werkstätten, Schnittplätze und ein Fotolabor, wo Werke für die A-Liste des Kunstmarkts entstehen, zum Beispiel für Fischli/Weiss oder Urs Fischer.



Stille Keimzelle der Inspiration: Thomi Wolfensberger arbeitet an einem Druck von Nic Hess.



«Computer to Stone»: Steinplatten als Druckvorlagen.



Der Drucker und seine Werkzeuge: Mit der Rolle wird die Farbe aufgetragen.

STEINDRUCKEREI WOLFENSBERGER, ZÜRICH

Thomi Wolfensberger ist der Urenkel des Steindruckers Johann Edwin Wolfensberger, der im grafischen Gewerbe neue Massstäbe gesetzt hat. Sein Nachfahre zählt zu den wichtigsten «Kunst-Ermöglichern» der Schweiz.





«Es geht immer um die Sache»: Fotokünstlerin Shirana Shahbazi mit Drucker Wolfensberger.

erkalten zu lassen, kann sich Matteo Gonet, der Mann im Schatten, nicht leisten; es würde zu viel Zeit kosten, ihn wieder auf Temperatur zu bringen. Abkühlen, schleifen, nummerieren: Der Glasmacher und sein Team haben 2000 Glaskugeln für den französischen Künstler Jean-Michel Othoniel produziert. Die Schwierigkeit war, möglichst beständiges Glas herzustellen. Die Kugeln werden im Park von Versailles installiert und sollen dort Wind, Wetter und grossen Temperaturunterschieden standhalten. Gonet liess die Kugeln bei der Eidgenössischen Materialprüfungs- und Forschungsanstalt EMPA kontrollieren, doch für den wahrscheinlichen Fall der Fälle liegen bereits hundert Reservekugeln im Lager.

Glaskugeln mit Goldeinschlüssen wünschte sich Othoniel, und Gonet hat eine Technik entwickelt, wie die 22000 Blättchen florentinischen Goldes idealerweise verarbeitet werden können. Sie werden einzeln im Hohlraum der Kugeln verstrichen – eine Sisyphusarbeit. «Wir sind klein und flexibel», sagt Gonet und erklärt damit seine vollen Auftragsbücher. Andere, wie der Kunstkenner Augustin Scott de Martinville, Professor an der ÉCAL (École Cantonale d'Art de Lausanne), bezeichnen ihn als einen «expérimentateur de génie». Denn hier ist einer ein Interpret der Künstler, der bis an die Grenzen geht, in technischer und kreativer Hinsicht. Wenn Othoniel über seinen Schweizer Lieblingshandwerker spricht, sagt er: «Gonets Atelier ist ein Ort des Experimentierens, mit Menschen, die aussergewöhnlich kompetent und neugierig sind. Ein Kunstwerk alleine und nicht im Team herzustellen, das wäre absolut unmöglich.»

Siebdruckerei Boegli: Solist in der Provinz

«Ein guter Handwerker muss die Vorstellungen und die Bedürfnisse des Künstlers erkennen.» Lorenz Boegli, der so über sich selbst spricht, scheint sie nicht nur zu erkennen, sondern er erkennt sie möglicherweise sogar schneller, als der Künstler selbst dazu in der Lage ist. Dieser stolze Handwerker versucht, unausgesprochene Ideen umzusetzen, er arbeitet mindestens so intensiv mit dem Kopf wie mit den Händen. Sein Können hat er bei einem der renommiertesten Siebdrucker überhaupt gelernt, beim Schweizer Druckpionier Albin Uldry. Denn die Technik des Siebdrucks ist in der Eidgenossenschaft der Nachkriegszeit – als Grafik, Typografie und Fotografie ihre Blütezeit erlebten – mit der Erfolgsgeschichte der Schweizer Plakatkunst verbunden.

Boegli arbeitet heute nicht nur für grosse Modehäuser in Paris und für grosse Schweizer Uhrenmarken, sondern er versteht sich hauptsächlich als Dienstleister der Künstler. Das Drucken an der Maschine ist reine Handarbeit, der pneumatische Druck wird mit der Hand nachgebessert und zum idealen Resultat verfeinert. Doch davor geht es gemeinsam mit dem Künstler um die Wahl des Verfahrens, um die Material- und Farbfindung. Boegli, der Solist in der bernischen Provinz, arbeitet ohne Angestellte und hat in Fachkreisen den Ruf, keine Scheu zu haben. Immer neue Materialien prüft er auf ihre Tauglichkeit, bedruckt zu werden: Beton, PVC, Seidenpapier.

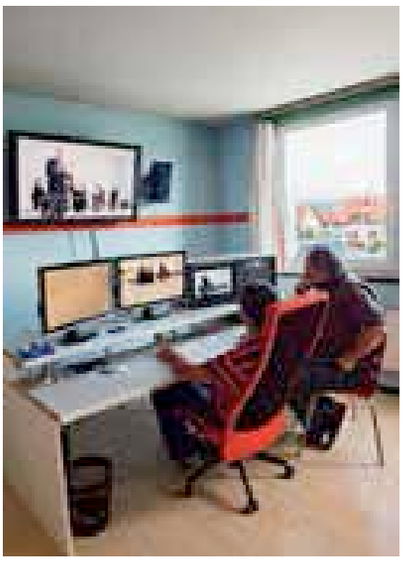
Als der schottische Maler Peter Doig seine Hilfe suchte, baute Boegli beispielsweise seine Druckmaschine aus, um ein möglichst grosses Format drucken zu können; für die italienische Performance-Künstlerin Vanessa Beecroft forschte er so lange, bis er ihrem Wunsch nach «more shining» entsprechen konnte. Auch für die internationale Kunstzeitschrift «Parkett» macht Boegli immer wieder scheinbar Unmögliches möglich. Das letzte Mal, als es ihm gelang, eine fertig genähte Wolljacke der Künstlerin Eija-Liisa Ahtila über Ärmel und Rücken zu bedrucken.

Kunstgiesserei: auf dem Planeten Kunst

Man ist auf einem anderen Planeten, hier im Sittertal am Rand von St. Gallen: Weiden mit Kühen – und zahllose Fabrikationshallen als Grosswerkstatt. In Giessöfen, in Ateliers, Werkstätten, an Schnitt- ›



Technische Meisterwerke: Pipilotti Rists «Ever Is Over All», 1997. Ein Mitarbeiter justiert den Beamer.



Im Schnittraum: Aufdi Aufdermauer (rechts) und Davide Legittimo.

VIDEOCOMPANY, ZOFINGEN

Seit ihren Anfängen vor 25 Jahren unterstützt die Videocompany die Arbeiten von Pipilotti Rist. Junge Künstler werden gefördert, indem man ihnen Technik für erste Ausstellungen zur Verfügung stellt. Die Videocompany ist ein Kollektiv, keine One-Man-Show.

plätzen, in einem Fotolabor entsteht hier, was auf der A-Liste des Kunstmarktes landet. Der Kunstgiesserei reichte vor 20 Jahren noch eine einzige Halle. Inzwischen breitet sich das Unternehmen in benachbarte und für den Zweck neu eingerichtete Räume der ehemaligen Textilfärberei aus – und ist ein Erfolgsunternehmen. Die *idée fixe* eines von Glück und Zähigkeit gesegneten Utopisten, Felix Lehner, gelernter Buchhändler und Kunstgiesser aus Leidenschaft. Es sind die rund 50 Handwerker aus allen Berufszweigen um Lehner, die für hochdotierte Künstler wie Fischli/Weiss oder Urs Fischer arbeiten. Überdimensionale Skulpturen sind ihre Spezialität. Lehner begann klassisch mit Bronzeguss in enger Zusammenarbeit mit Hans Josephsohn, um dann mit Urs Fischer und anderen Künstlern in neues technologisches Terrain vorzustossen. Man entwickelt etwa für die riesigen Fischer-Kerzenobjekte lichtdurchlässige Eigenschaften des Wachses, um Haut oder Marmor imitieren zu können. Seit zweieinhalb Jahren existiert in Schanghai ein Tochterunternehmen, ein Schweizer Musterbetrieb heisst es, wo noch grössere Formate produziert werden können.

Historische Techniken und Hightech finden hier zusammen, antike Schweisstechniken etwa werden rekonstruiert. Und wenn der amerikanische Performancekünstler Paul McCarthy eine 5,6 Tonnen schwere Grossplastik in Bronze giessen lässt, antwortet er auf die Frage, wieso hier und nicht in seiner Heimat: «Es geht in Amerika nicht um Kunst, sondern um Geld. Ich will als Künstler ernst genommen werden, bei Felix ist das der Fall.»

Das Einzigartige im Sittertal ist allerdings eine andere Tatsache. Hier wird geforscht, archiviert, hier wird gezeigt, «dass man das eigene Tun stets in grösseren historischen und kulturellen Dimensionen reflektiert», wie es Bice Curiger sagt. Die nicht kommerzielle Stiftung Sitterwerk bietet Künstlerateliers an, eine fabelhaft dotierte Bibliothek und ein gleichfalls öffentliches Materialarchiv. Hier wird also nicht nur produziert, sondern werden die Voraussetzungen für immer neue Innovationen geschaffen – in einem transdisziplinären Bildungsnetzwerk für Lehre, Forschung und Praxis.

Steindruckerei: die Wolfensbergers

Der Wolf an der Eingangstür hat Geschichte geschrieben. Es ist das Firmenlogo eines Pioniers, der 1911 in einem imposanten Neubau in Zürich seine «Grafische Anstalt», einen «Kunstsalon» sowie Wohnräume unter einem Dach vereinte: Johann Edwin Wolfensberger (1873–1944) hat im grafischen Gewerbe neue Massstäbe begründet und eine wichtige Plattform für die moderne Kunst in der Schweiz geschaffen. Sein Urenkel Thomi Wolfensberger ist noch in jenen ehrenwerten Grossbürgerräumen aufgewachsen.

Foto links und Seite 27: Videocompanys Testvideoinstallation von «Ever Is Over All» von Pipilotti Rist. Foto: Andri Pol; Courtesy Hauser & Wirth



Das grösste Videokunstarchiv der Schweiz: Videocompany-Geschäftsführerin Karin Wegmüller.

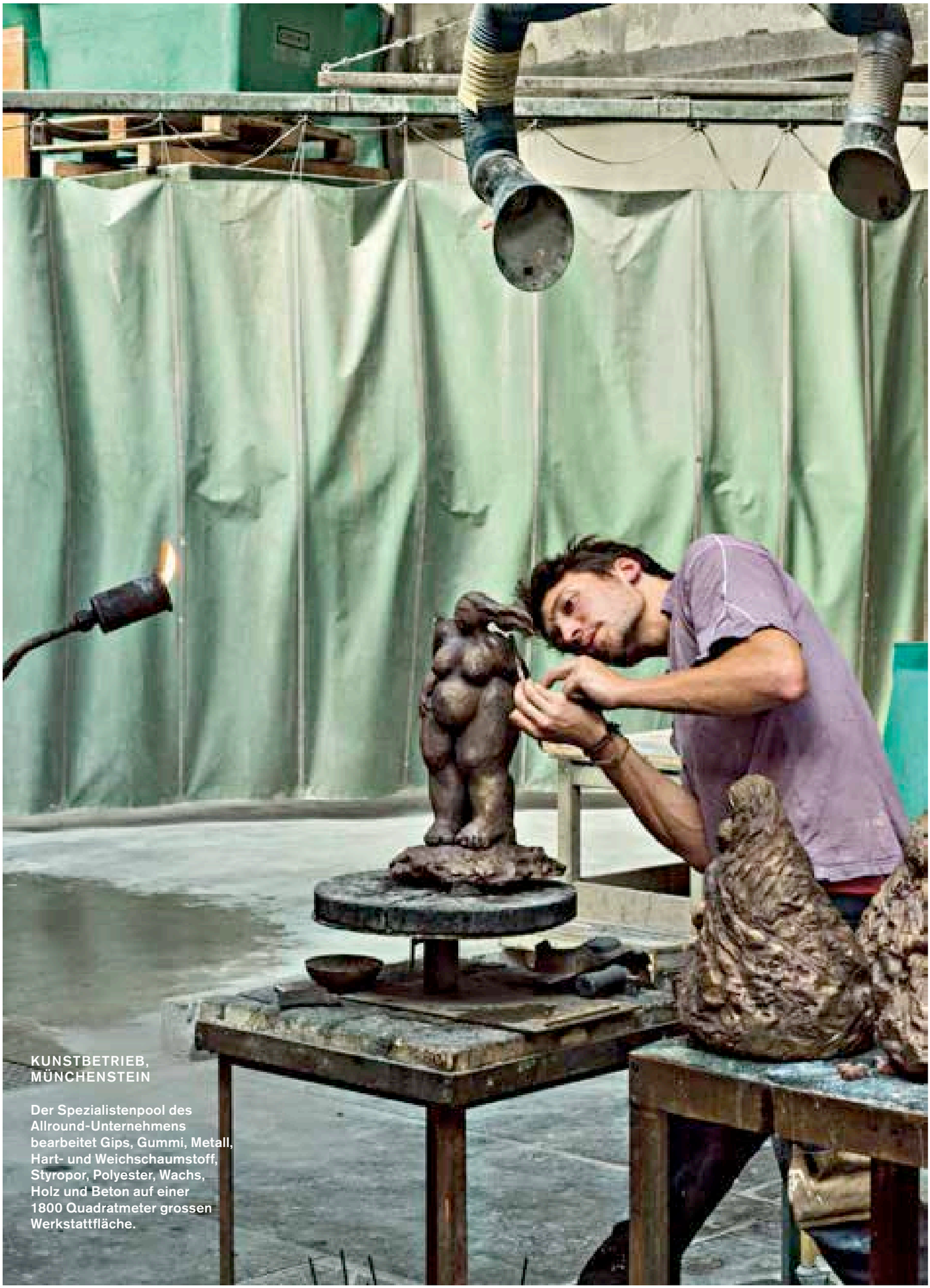
Heute führt er ein prunkloses Atelier in einem Zürcher Hinterhof und hat sich Künstlerdrucken verschrieben. Seine Zurückhaltung ist Stil wie Botschaft: Hier regiert die Innovation gleichwertig neben der Tradition, und diese ist die Feindin eitlen Getöses, von Glanz und Glamour. «Computer to Stone» bietet Wolfensberger an. Unter Künstlern machte er sich einen Namen, als er gleich bei Übernahme der Steindruckerei – nach seinem Lehrabschluss Mitte der achtziger Jahre – begann, ohne Andruck auf der Handpresse direkt auf der Schnellpresse zu drucken. Das war noch anspruchsvoller als das herkömmliche Verfahren. Heute arbeitet er noch immer mit denselben Pressen, Steinen und Techniken wie sein Urgrossvater – vorausgesetzt, die Kunst steht im Zentrum.

Es sind diese Radikalität, seine Unbestechlichkeit und sein Ethos, seine Arbeit in jedem Fall hinter das Werk zurückzustellen, die Thomi Wolfensberger zu einem der wichtigen «Kunst-Ermöglicher» der Schweiz machten. Man spricht in seinem Atelier nicht über das *who is who* der Auftraggeber, obwohl Wolfensberger, der auch einen exquisiten Kunstbuch-Verlag führt, leicht selber ein Buch mit Künstleranekdoten schreiben könnte. Doch das Atelier Wolfensberger ist eine stille Keimzelle der Inspiration. Es ist eine verschwiegene Monade des Austausches, und eine solche braucht Schutz. Stellvertretend für die vielen, die hier arbeiten, ohne sich über das Warum und das Wieso äussern zu müssen, sagt die Fotokünstlerin Shirana Shahbazi: «Ich bin hier, weil es hier nie um Namen geht, sondern immer um die Sache.»

Videocompany: Hirn der Weltkünstlerin

Gäbe es Pipilotti Rist und ihre Bilderorgien, ihre technischen Meisterwerke, digitalen Tüftelspiele ersten Anspruchsgrades ohne diese Adresse? Vielleicht – nur wie? In Zofingen sitzt das technische Hirn, das diese Weltkünstlerin seit ihren Anfängen inspiriert und in der Realisierung ihrer Fantasie bis heute befeuert: Es ist die Truppe um Aufdi Aufdermauer, der hinter der zweiten Kamera stand, als das unvergessene Video realisiert wurde: «Ever Is Over All», 1997. Eine junge beschwingte Frau lässt eine keulenartige Blume knallen – auf die Fensterscheiben parkierter Autos. Nebst Aufdermauer arbeiten hier Compañeros, die mindestens so wichtig sind wie er selbst, sagt der «Älteste, aber nicht der Chef», Davide Legittimo, der etwa die Installation in San Stae mit Rist realisierte, oder Martin Anner, der die defekten Installationen von Dieter Roth wieder zum Laufen brachte.

Für «Parkett»-Chefredaktorin Bice Curiger ist klar: «Die Videocompany hat sich durch die grossartige Zusammenarbeit mit Pipilotti Rist herausfordern lassen. Es geht ja auch darum, dass man als Betrieb im richtigen Moment in neue Technologie und Material investiert, um auf der Höhe der Zeit Service und Strukturen ›



KUNSTBETRIEB, MÜNCHENSTEIN

Der Spezialistenpool des Allround-Unternehmens bearbeitet Gips, Gummi, Metall, Hart- und Weichschaumstoff, Styropor, Polyester, Wachs, Holz und Beton auf einer 1800 Quadratmeter grossen Werkstattfläche.



Links: Schleifen und Säubern einer Skulptur von Sandra Schaller.
Rechts: Abschleifen von Ecken und Kanten, die beim Verschweissen und Giessen entstanden sind – das Kunstwerk stammt von Beat Zoderer.



Spezialisten für alles: Giessen von Kleinskulpturen von John Armleder.

anzubieten.» Für Rist hat man zuletzt eine Projektion in Graz eingerichtet.

Seit 25 Jahren tut man die Arbeit für internationale Künstler fern jeder Öffentlichkeit, ohne Vermarktungsinteresse und genauso leidenschaftlich, wie man junge Talente unterstützt, indem man ihnen für ihre erste Ausstellung technische Hilfsmittel zur Verfügung stellt. Vieles, wenn nicht sogar alles wird hier auf möglichst kleiner PR-Flamme gekocht: etwa die Tatsache, dass in der unauffälligen Liegenschaft an der Durchgangsstrasse das grösste Videokunstarchiv der Schweiz liegt. Understatement ist in der Videocompany Religion und Parteiabzeichen.

Kunstbetrieb: Alles ist machbar

«Swiss quality with Chinese speed», so nannte der Brite Angus Fairhurst (Installationen, Fotografie, Video) die Einzigartigkeit des Allround-Unternehmens, das in einem ehemaligen Aluminiumwalzwerk in Münchenstein beheimatet ist. Wenn der Vertreter der Young British Artists, der gleichwertig mit Damien Hirst gehandelt wird, Arbeiten giessen musste, reiste er dafür nicht selten aus London in die Schweiz. Zwanzig Fachkräfte, das Durchschnittsalter Mitte dreissig, jede und jeder von ihnen ist ein Spezialist darin, alles zu können, wenn man es können muss. Man bearbeitet Gips, Gummi, Metall, Hart- und Weichschaumstoff, Styropor, Polyester, Wachs, Holz. Auch Beton, natürlich. Man hat die Infrastruktur, um verschiedene Metalle im Sandform- oder Wachsausschmelzverfahren zu giessen: Bronze, Aluminium und andere Buntmetalle. Der Kunstbetrieb ist besorgt um den Transport und die Montage und restauriert plastische Werke in allen Materialien. 1800 Quadratmeter Werkstattfläche und 1000 Quadratmeter teilweise klimakontrollierte Lagermöglichkeit, ein 10-Tonnen-Kran und riesige Fabriktore – hier ist fast alles machbar, was denkbar ist. Doch das Alleinstellungsmerkmal dieses hochkarätigen Spezialistenpools ist ohne Zweifel: Die Mitarbeiter verbinden Handwerk in seiner ganzen Breite mit digitalem Know-how. Und man funktioniert als Sippe. Eigenverantwortung wird grossgeschrieben, Hierarchien braucht es keine. Die Gründer waren in den Anfangsjahren der St. Galler Kunstgiesserei dabei. 2006 haben sie sich selbstständig gemacht, und viele grosse Künstler sind ihnen gefolgt. Das Motto des gelernten Kunstgiessers Martin Hansen ist purer Idealismus: «Uns ist es wichtig, dass die Projekte in erster Linie künstlerisch funktionieren, nicht wirtschaftlich.» □

Daniele Muscionico ist mehrfach prämierte Kunst- und Kulturjournalistin. **Andri Pol** gilt als einer der renommiertesten Fotografen der Schweiz.

CREDIT SUISSE · SORGENBAROMETER 2014

95 Prozent der Befragten sind stolz auf den internationalen Qualitätsruf der Schweiz.



Genug von tiefen Zinsen?

Gönnen Sie Ihrem Portfolio eine Perspektive – und Tausenden von Kleinbauern weltweit auch.

Der responsAbility Fair Trade Fund* investiert in 71 landwirtschaftliche Institutionen in 37 Ländern. Dies eröffnet 764'000 Kleinbauern mit fair gehandelten Agrarrohstoffen eine neue Perspektive für die Zukunft – und Ihrem Portfolio eine attraktive Anlagemöglichkeit.

Die festverzinslichen Fair-Trade-Anlagen rentieren seit Lancierung des Fonds 2011 in CHF mit 7,5%** und über die letzten zwölf Monate mit 3,7%**. Sie passen sich schnell an ein neues Zinsniveau an und bleiben somit auch bei steigenden Zinsen attraktiv.

*Anlagefonds mit besonderem Risiko **netto in CHF für Retailklasse B1

Fragen Sie Ihre Beraterin oder Ihren Berater bei Ihrer Bank oder besuchen Sie uns unter www.responsAbility.com/FairTradeFund/de

responsAbility Investments AG, Josefstrasse 59, 8005 Zürich, Schweiz

responsAbility

Frage 16 –

Was ist uns Wissen wert?

Weiterbildung ist als wirtschaftlicher Faktor zum zentralen Wert gewachsen. Sie ist Statussymbol und Karrieregrundlage gleichzeitig. Nirgendwo zeigt sich das besser als an der legendären Klubschule der Migros. *Von Denise Bucher*

Freitagabend, kurz vor 18 Uhr. Ein Mann und eine Frau sitzen über ein Buch gebeugt an einem Cafeteria-Tischchen. Sie erklärt ihm die Nebensätze im Deutschen. Ein Getränkeautomat summt. Und nebenan spricht eine der Frauen am Empfang ein schweizerisch gefärbtes Hochdeutsch. Langsam. Deutlich. Sie übergibt ihrem Kunden die Bücher, nach denen er verlangt hat. Er zahlt und eilt davon. In drei Minuten beginnt der Deutschkurs an der Klubschule Migros Wengihof in Zürich.

Deutschkurse sind die mit Abstand meistgebuchten Angebote der Klubschule Migros. 2013 haben sie 43 100 Personen gewählt. Mit Sprachen hat alles angefangen: 1941 beschloss Migros-Gründer Gottlieb Duttweiler, seinen Kunden, die bei ihm Lebensmittel einkauften, ein neues Angebot zu machen. Ein Anteil des Umsatzes sollte fortan in kulturelle und soziale Einrichtungen fliessen – gerade Weiterbildung war vor 70 Jahren keine Selbstverständlichkeit. Seit 1944 fliesst ein Teil dieses sogenannten Kulturprozentes in die Bildung.

Heute hat Weiterbildung in der Schweiz einen hohen gesellschaftlichen und ökonomischen Stellenwert. 2011 haben 63 Prozent der 25- bis 64-jährigen Schweizerinnen und Schweizer an einer Weiterbildung teilgenommen. Die Schweiz gehört laut Bundesamt für Statistik (BFS) mit Schweden und Österreich zu den europäischen Ländern mit dem höchsten Anteil «an weiterbildungsaktiven Unternehmen». Gemäss einer OECD-Studie von 2012 ist der Anteil Arbeitnehmer, die sich fortbilden, nur noch in Schweden höher als in der Schweiz, gefolgt von Norwegen, den USA und Finnland. Am niedrigsten ist der Anteil jener, die sich weiterbilden, in Griechenland, der Türkei und Ungarn.

83 Prozent der schweizerischen Unternehmen unterstützten im Jahr 2011 die Weiterbildung ihrer Angestellten. Laut BFS haben 85 Prozent der Grossunternehmen Auslagen für Weiterbildung fest eingeplant. Durchschnittlich werden dafür von den Unternehmen 0,8 Prozent der gesamten Arbeitskosten – bestehend aus Bruttolöhnen, Sozialabgaben des Arbeitgebers und Weiterbildungskosten – investiert. Auffällig: Männer besuchen dreimal mehr berufliche Weiterbildungen als Frauen; Frauen besuchen Weiterbildungen offenbar eher zu privaten Zwecken.



Daniela Sigg,
Leadership
mit Zertifikat SVF
«Ich war begeistert von der Weiterbildung. Dieser Lehrgang ist wie für mich gemacht.»

Italienisch für fünf Franken

Um solche Weiterbildung zu privaten Zwecken ging es auch noch, als die Migros im Frühjahr 1944 das erste Inserat für Sprachkurse in Italienisch, Französisch, Englisch, Spanisch und Russisch im «Brückenbauer» veröffentlichte. Kursgeld: fünf Franken. Man rechnete schon damit, dass die Idee gut ankommen könnte, aber dass gleich 1400 Anmeldungen eingehen würden, hat dann doch alle überrascht. Als die Nachfrage nicht abriss, wurde das Angebot ausgebaut. Zu den Sprachen kamen 1948 Fechten, Malen, Schönheitspflege, Tanzen oder Pflanzenbetreuung, und gleichzeitig bekam die Institution ihren Namen: Klubschule Migros.

Heute sind 50 Klubschule-Zentren in der Schweiz föderalistisch organisiert: Die gewinnbringenden Schulen tragen jene, die Verluste schreiben. Was fehlt, übernimmt das Kulturprozent. 2013 standen 120 Millionen zur Verfügung. 49,3 Prozent davon flossen in die Bildung, der Rest in Kultur (z. B. Filmförderung), Freizeit (z. B. Kindertheater in vier verschiedenen Parks), Gesellschaft (z. B. ein Projekt zur Förderung von Begegnungen zwischen Menschen unterschiedlicher Generationen), Verwaltung und Wirtschaft.



Erika Mattle,
Französisch Konversation
«Französisch ist für mich wie Sport: Wo kommt ein ‹accent›, wann der ‹subjonctif›? Und wichtig für meinen Beruf als freischaffende Reiseleiterin.»

Fotos: Klubschule Migros / Daniel Kellenberger (5)

In den verschiedenen Zentren werden 600 verschiedene Kurse und Lehrgänge in den Bereichen Sprache, Kultur und Kreativität, Bewegung und Gesundheit, Management und Wirtschaft, Informatik und neue Medien angeboten. Viele der Kurse – besonders in Sprache und Management – kann man mit einem Diplom abschliessen. Entweder mit dem eigenen, aber gesamtschweizerisch akzeptierten «Diploma». Oder man erwirbt international anerkannte Zertifikate wie jenes des Goethe-Instituts, des Cambridge English Language Assessment oder der International Project Management Association.

Schwyzerörgeli am Freitagabend

Im Schnitt nehmen knapp 400 000 Personen pro Jahr an den Kursen teil; Sprachen gehören bis heute zu den beliebtesten Angeboten. Deutsch und Englisch führen die Liste an: 43 100 und 27 469 Personen haben 2013 einen dieser Kurse besucht. Französisch, Spanisch und Italienisch werden zurzeit nur von Kochkursen und Zumba – einer Mischung aus Aerobic und Tanz – auf die hinteren Ränge verdrängt.

Wenn man sich die lange Liste mit Angeboten anschaut, findet sich Unerwartetes. «Elegant und sicher gehen – auch in Highheels» etwa. Oder Schwyzerörgeli. Schwyzerörgeli? Warum nicht, finden die vier Teilnehmer des Anfängerkurses an einem Freitagabend in Zürich. Die drei Männer und eine Frau sitzen mit ihrer Kursleiterin Ursula Kühne in einem Kreis und spielen, was sie geübt haben. Sie lobt: «Ihr seid Senkrechtstarter mit Düsenantrieb!» Kühne hat vor 17 Jahren selber in der Klubschule mit dem *Örgele* angefangen. «Ich hatte einen guten Lehrer, es gab keinen Zwang, und das Preis-Leistungs-Verhältnis war sehr gut.»

Dieses loben auch ihre Schüler. 10 Lektionen für 400 Franken. «Man kann ausprobieren, ob es einem passt und ob man in einem nächsten Kurs weitermachen möchte. Man geht kein Riesenengagement ein wie bei anderen Schulen», sagt David. Aber es ist nicht nur das Geld. «Es ist schöner, in der Gruppe als allein oder nur mit einem Musiklehrer zu üben», sagt er.

Die Nachfrage nach Schwyzerörgeli steigt. «Wir sind drei Lehrer und geben über zehn Kurse. Wir spielen auch nicht so klassisch wie man es an den *Stubete* in der Innerschweiz oder dem Berner Oberland hört», sagt Kursleiterin Kühne. Es muss nicht immer «De Schacher Seppli» sein. «Wir sind offen. Für Jazz. Blues. Neues.»

Manchen Trend hat die Klubschule vorweggenommen: In den fünfziger Jahren versuchte sie, Männern in Junggesellen-Kochkursen die Arbeit am Herd beizubringen. 1984 bot man erste Computerkurse an, die sich nicht nur an Informatiker richteten. Ansonsten entwickelt man die Kurse aufgrund der Bedürfnisse in der Bevölkerung. Sie werden ausgeschrieben und bei guter Nachfrage wird das Angebot ausgebaut. Entscheidend ist das Timing. Wenn es um Software geht, kann es vorkommen, dass Schulungen für etwas Neues noch gar nicht nachgefragt werden.

Neue Kunden: grosse Unternehmen

Das Angebot der Klubschule Migros ist international «einzigartig» (Selbsteinschätzung) – aber natürlich gibt es Konkurrenz: Die Bénédict-Schule konzentriert sich auf Sprachen und kaufmännische Ausbildung. Bei der Juventus liegen die Schwerpunkte auf Wirtschaft, Technik, Gesundheit und Informatik. Von den schweizerischen Volkshochschulen unterscheiden sich die Klubschulen vor allem dadurch, dass die Migros national agiert, während diese kantonal organisiert sind. 2013 zählten die Volkshochschulen mit ihrem breiten, preiswerten Angebot 130 000 Kursteilnehmer.

Die Klubschule macht nicht alles selbst. Firmen wie Microsoft, Apple oder Orange treten mit Kursangeboten an die Migros heran. Aber man muss kein Konzern sein, um ein Angebot zu platzieren. Wer etwas gut kann, gibt ein Konzept ab – von aussterbenden Sprachen bis zu seltenem Handwerk –, und wenn das für gut befunden wird, gibt es einen Vertrag. Kommt der Kurs zustande, wird der Kursleiter nach Alter, Erfahrung, Bildungshintergrund honoriert. ›



Simon Cathomen, Digitale Fotobearbeitung
«Nach einer Chinareise hat mich das Bearbeiten meiner Fotos interessiert. Bald hängt mein eigenes Bild der Chinesischen Mauer im Wohnzimmer.»



Reinhard Voegele, Geldanlage
«Ich möchte die Grundlagen des Finanzsektors erlernen. Weiterbildung ist mir sehr wichtig.»



Nathalie Kummer, Cupcakes
«Beim Verzieren von Cupcakes kann ich meine Kreativität ausleben. Marzipanvariationen oder Streusel – die Möglichkeiten sind gross.»

Die Klubschule Migros war lange freizeitorientiert. Aufgrund der zunehmenden Bedeutung von Weiterbildungsangeboten für Angestellte begann man, ein neues Kundensegment zu erschliessen: grosse Firmen. Mittlerweile werden Mitarbeiterkurse für die Swisscom, die SBB, die Post oder Banken angeboten. Es gibt Sprachkurse speziell für Zimmermädchen und Pflegepersonal. Angehende Führungskräfte lernen Konflikt- und Zeitmanagement oder den «Business-Knigge» kennen.

Dass Kurse im Auftrag grosser Unternehmen mit einem Beitrag aus dem Kulturprozent finanziert werden können, sei in Ordnung, sagt Silvio Gardoni vom Migros-Genossenschafts-Bund. Denn wenn Dienstleistungsfirmen sich um Kompetenz und Gesundheit ihrer Mitarbeiter kümmerten, sei das ja im Grunde auch ein Dienst an der Gesellschaft und somit im Sinne Gottlieb Duttweilers. □



Pascal Mühlebach, Handelsschule 1 mit «Diploma»
«In zwei Jahren möchte ich nach Kanada auswandern und eine Bäckerei aufmachen. Die Ausbildung ist eine Grundlage für mein eigenes Geschäft.»

Denise Bucher ist freischaffende Journalistin in Zürich.

CREDIT SUISSE · SORGENBAROMETER 2014

Bildung wird als grösste Stärke der Schweiz wahrgenommen, vor Mitspracherecht und Neutralität.

Frage 17 –

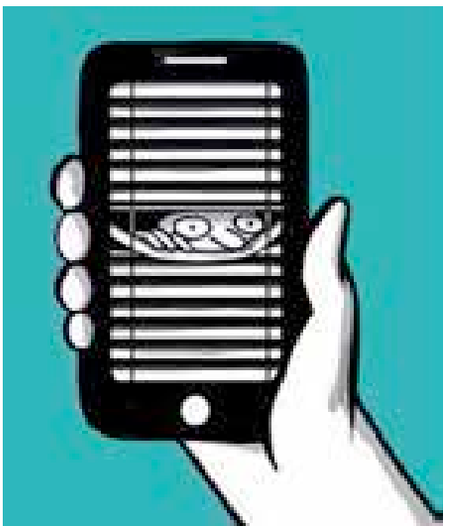
Was bleibt privat?

Daten sind wie Erdöl oder Gold: ein Rohstoff von steigendem Wert. Wie aber können wir sensible Angelegenheiten schützen? Die Tipps eines führenden Kryptologen. *Von Jan Camenisch*

Ich bin vielleicht der einzige Kryptologe, der seine Berufswahl auf ein Erlebnis mit seiner Grossmutter zurückführt. Aufgewachsen bin ich in einem Schweizer Dorf mit weniger als 400 Einwohnern, einem dieser Orte, die auf Postkarten bezaubernd aussehen. Dort zu leben, ist etwas ganz anderes. In Gemeinden wie dieser machen Klatsch und Tratsch schnell die Runde, jeder weiss alles über jeden.

Als ich Anfang 20 war, habe ich Unterschriften für eine Tierschutzinitiative gesammelt. Ich fing bei meiner Familie an, bat auch meine Grossmutter um eine Unterschrift. Sie schien interessiert, fragte jedoch, ob irgendjemand diese Unterschriften zu Gesicht bekäme. Als ich erklärte, dass die zuständigen Gemeindemitarbeiter ihre Unterschrift bestätigen müssten, weigerte sie sich. Sie wollte nicht, dass jemand aus dem Ort wusste, dass sie für ein solches Gesetz war.

Eine Bürgerin, die von einem Bürgerrecht Gebrauch machen wollte, fühlte sich daran gehindert, da der Schutz ihrer persönlichen Angaben nicht gewährleistet war. Letztlich habe ich die folgenden Jahre damit verbracht, Lösungen für diese Problematik zu suchen.



Wir werden beobachtet: Jeder Klick im Internet wird präzise verfolgt.

Zettabytes an Daten

Als das Internet aufkam, war es kleiner, langsamer und in erster Linie textbasiert. Vielleicht am wichtigsten war, dass die Nutzer anonym sein konnten. Vor dem Zeitalter der Cookies und der Big-Data-Analytik war das Online-Verhalten Privatsache. Das ist nun vorbei.

Sechs Milliarden Menschen haben heute ein Mobiltelefon und tragen damit zu den 40 Zettabytes (1 Zettabyte = 10^{21} Bytes) an Daten bei, die bis 2020 generiert werden. (Zum Vergleich: Gemäss Schätzungen umfasste die Datenmenge des Internets im Jahr 2013 4 Zettabytes.) Wir sprechen von Big Data, einer Ressource wie Öl und Mineralien, durch deren Erschliessung Wert geschöpft werden kann. Mit dem Computersystem «Watson» etwa konnten Wissenschafter 70 000 wissenschaftliche Artikel analysieren und auf der Grundlage der Daten Vorhersagen darüber treffen, welche anderen Proteine das Protein p53, das eine wesentliche Rolle bei der Entstehung von Krebs spielt, aktivieren oder deaktivieren. Durch diese automatisierte Analyse, die am Baylor College of Medicine in den USA durchgeführt wurde, konnten sechs Proteine identifiziert werden. Ein gewaltiger Erfolg, wenn man bedenkt, dass in den letzten 30 Jahren durchschnittlich nur ein solches Protein im Jahr entdeckt wurde.

Auch für Big Data gibt es eine Währung – und zwar die Privatsphäre. Private Daten werden geteilt und verkauft, damit Firmen ihre Produkte an die Bedürfnisse ihrer Zielgruppen anpassen können.

Sie wissen alles

Jede Suche, jeder Klick und jeder Kommentar wird präzise verfolgt. Wissen

Bilder: Klubschule Migros / Daniel Kellenberger; Maren Amini

Online-Händler, dass sie es mit einem jungen, frisch verheirateten Paar zu tun haben, versuchen sie diese potenziellen Kunden mit Reise- und nicht mit Altersvorsorgeangeboten zu locken. Das Problem: Wir mögen zwar Services wie Cloud-Speicher und Instant-Messaging-Apps, doch zugleich machen wir uns Sorgen darüber, wie diese Daten genutzt werden.

Ein Beispiel: Ein Video-Streaming-Service bietet Filme mit Altersbeschränkungen an. Um den Film, der erst ab 16 freigegeben ist, anzuschauen, muss der Nutzer sein Alter nachweisen. Normalerweise ist hierfür die Eingabe des Geburtsdatums erforderlich, doch dadurch werden mehr Informationen als nötig preisgegeben. Hier hilft eine Software wie der Identity Mixer*, die bestätigt, dass der Nutzer die Altersbeschränkung einhält, ohne dass er konkrete Angaben machen muss. So werden Daten geschützt, was angesichts der Gefahr, dass der entsprechende Service zu einem späteren Zeitpunkt kompromittiert werden könnte, entscheidend ist.

Vor Kurzem haben wir von IBM das Projekt ABC4Trust erfolgreich abgeschlossen. In einem der Szenarien, die wir durchgespielt hatten, konnten Studenten ihre Dozenten und Kurse bewerten, wobei sie nur preisgeben mussten, dass sie den betreffenden Kurs besucht hatten, und ihre Identitäten komplett anonym blieben.

Eines ist sicher: Wir haben die Technologie, um unsere privaten Daten (und die der Grossmütter dieser Welt) zu schützen – sie muss lediglich eingefordert werden. Und jede Gesellschaft, jedes Land sieht die Frage, was privat ist, anders. □

Jan Camenisch ist einer der weltweit führenden Kryptografie-Forscher. Der Schweizer ist bei IBM Research in Rüschlikon tätig.

* Der Identity Mixer wurde von verschiedenen Wissenschaftern, Instituten und Firmen unter Leitung von IBM entwickelt. Der kryptografische Algorithmus verschlüsselt die zertifizierten Identitätsattribute eines Nutzers (wie Alter, Nationalität oder Adresse) so, dass der Nutzer gegenüber nachfragenden Parteien («Relying Parties») nur das Notwendigste offenlegen muss.

CREDIT SUISSE · SORGENBAROMETER 2014

9 Prozent aller Schweizer sorgen sich um Datenschutz im Internet und um Cyber-Spionage.

Frage 18 –

Was freut die Chefs?

Christina Zech befragt Führungspersönlichkeiten zu deren Glück. Nun veröffentlicht sie erstmals das «Freudebarometer».
Von Simon Brunner



«Klarer Blick für Chancen»: Christina Zech.

Frau Zech, was macht Chefs glücklich?
Am meisten freuen sie sich an ihrer familiären Zugehörigkeit: dem Finden des Lebenspartners, der Geburt eines Kindes, dem Rückhalt ihrer Familie, aber auch dem Überwinden von Krankheiten. Am zweithäufigsten zehren die Führungskräfte von ihrer Persönlichkeitsentfaltung: dem Erleben eigener Kreativität, aber auch von der Bereicherung durch fremde Kulturen.

Sie haben Ihre Befragungen in verschiedenen Ländern durchgeführt. Wodurch zeichnet sich die Schweizer Führungsschicht besonders aus?
Die hiesigen Führungspersönlichkeiten zeigen sich in meinem «Freudebarometer» sehr bewusst darüber, in welch prosperierendem Land sie leben.

Was hat Sie am meisten überrascht?
Zwei Dinge: Erstens, wie entscheidend der innere Glückshaushalt für die eigene Schaffenskraft ist. Man spürt bei den Antworten, wie stark der Blick nach vorne von der positiven Kraft grosser Freudeerlebnisse getragen wird. Zweitens, dass sich die Befragten in China bereits an vierter Stelle «Dankbarkeit» wünschen. In unseren hoch entwickelten Ländern sind wir gewohnt, dass sich die Menschen vorrangig die Erfüllung individueller Bedürfnisse wünschen. Doch China hat hier erstaunlich schnell aufgeholt.

Es gibt Millionen von Befragungen – warum braucht es ein «Freudebarometer»?
Das «Freudebarometer» hat zentrale gesellschaftliche Bedeutung: In unseren industrialisierten Ländern schwindet das Bewusstsein für die hohe Lebensqualität, die wir haben. Damit sinkt die Bereitschaft, sich um die Erhaltung weiterhin zu bemühen. Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass genau in den Momenten höchsten Wohlstands viele Hochkulturen scheiterten. Für unseren langfristigen Erfolg ist also unsere stete Weiterentwicklung notwendig. Freude ist hier ganz zentral. Denn Freude ist die Geisteshaltung, die den klaren Blick für Chancen, für die positive Entwicklung, also für unseren Wohlstand, überhaupt erst ermöglicht.

Was ist zu tun?
Wir sind an einer Schlüsselstelle: Das Innovationspotenzial verlagert sich zunehmend in den asiatischen Raum. Die Länder dort sind uns punkto Anzahl immer besser ausgebildeter Arbeitskräfte und punkto Bodenschätzen weit überlegen. Wir müssen unsere grössten Potenziale, den Innovationsreichtum und das Qualitätsstreben, sorgsam pflegen, um international weiterhin eine entscheidende Rolle spielen zu können. □

Christina Zech hat 2014 erstmals das «Freudebarometer» als privat finanzierte Initiative in Zusammenarbeit mit der ETH Zürich durchgeführt. Dafür hat sie mehrere Hundert Führungspersönlichkeiten in der Schweiz, in China, Deutschland und weiteren EU-Ländern befragt. Mehr dazu: www.connectworlds.org/Freudebarometer

CREDIT SUISSE · SORGENBAROMETER 2014

92 Prozent meinen, ihre wirtschaftliche Lage bleibe gleich oder werde sich noch verbessern.

Foto: Corwin von Kuhwede

Frage 19 –

Warum entscheidet sich Schwingen im Kopf?

Kerle wie Baumstämme steigen in den Sägemehlring. Beim Schweizer Nationalsport stehen sich schwergewichtige Männer gegenüber. Doch Kraft ist nichts ohne mentale Kontrolle. *Von David Schnapp*

Skifahrer, Fussballer, Tennisspieler: viele Sportler vertrauen auf Psychologen, Mentaltrainer und andere Spezialisten, wenn es darum geht, nicht nur in den Beinen, sondern auch im Kopf fit für den Wettkampf zu sein. Aber Schwinger? Man stellt sich vor, dass diese Kerle wie Baumstämme ihre urwüchsige Kraft hoch oben auf einer Alp oder vielleicht beim Heuen am Steilhang entwickeln.

Ein Szenekenner und Mitorganisator eines kantonalen Schwingfestes lacht bei der Frage nach Mentaltraining im Schwingsport. Schwinger würden ihre Kraft im Kopf eher aus der Arbeit in der Natur ziehen als aus Gesprächen mit Psychologen, meint auch er. Einer, der es wissen muss, widerspricht: Christian Dick, 38, Polizist bei der Kapo Bern, ist nach dem Gewinn von 101 Kränzen kürzlich zurückgetreten. Der ruhige, besonnene Mann sagt: «Sehr viele Schwinger nutzen heute Mentaltraining, das kommt je länger, je mehr.» Doch nicht jeder, der schon einmal einen Psychotherapeuten aufgesucht hat, spricht gerne offen darüber, und natürlich sind auch viele Sportler, die sich bei «Kopfsachen» helfen lassen, diesbezüglich zurückhaltend.

Sieg oder Niederlage

Der Sport habe zwar eine sehr traditionelle Seite, das sei wichtig, sagt Dick: «Die Festabläufe, die Rituale müssen bleiben. Aber körperlich arbeitet man heute mit modernen Trainingsmethoden und oft entscheidet gerade an der Spitze die mentale Stärke über Sieg oder Niederlage.»

Das sieht auch Christian Stucki so. Stucki, ein Mann wie ein Gebirge, 1,98 Meter gross und rund 140 Kilogramm schwer (Wettkampfgewicht), trainiert unter professionellen Bedingungen am Nationalen Sportzentrum in Magglingen. Dort arbeitet man auch an der Stärke der Psyche. Laut Stucki sind für den Erfolg «etwa 60 Prozent sportliche und 40 Prozent mentale Faktoren entscheidend». Ihm helfe das Mentaltraining bei der Konzentration und wenn es darum gehe, einen Kampf, bei dem er hinten liege, zu drehen. «Dann rufe ich ein positiv besetztes Bild ab – etwa von einem schönen Sieg –, um Emotionen zu provozieren, die mich motivieren.» Das Mentaltraining ist laut Stucki ein Werkzeug, das einem helfen könne, noch besser zu werden.

Wie das funktionieren kann, hat Stuckis Kollege Christian Dick von seiner Schwester gelernt. Eveline Steinemann ist Projektleiterin der Schweizer Berufsmeisterschaft und hat sich nebenbei als Mentaltrainerin einen Namen gemacht. Sie arbeitet mit verschiedenen Schwingern, einer Handballmannschaft sowie im Change Management. «Sowohl in der Wirtschaft als auch im Sport entscheidet die Einstellung, die man hat. Beiderorts gibt es Rahmenbedingungen, die ich nicht verändern kann. Beim Schwingen sind es das Wetter, die Einteilung, die Kampfrichter. Im Beruf sind es etwa der Chef oder die Kollegen», sagt sie. Wer gegen das Unveränderbare ankämpfe, vergeude Energie, die einem dann für die entscheidenden Dinge fehle.

Bilder vom Wald

Um im entscheidenden Moment die Stellschrauben im Kopf richtig justieren zu können, gibt es laut Mentaltrainerin Steinemann verschiedene Instrumente. Für Aussenstehende wirken sie recht banal, aber schliesslich geht es auch bloss darum, im richtigen Moment «einen Schalter umzulegen». Man müsse das Negative, die Angst vor dem Verlieren ausschalten. Der eine mache das mit Bildern, der andere reagiere auf Berührungen, etwa in der Handfläche, und der dritte auf Töne.

Christian Dick hat Musik oft geholfen. Vor dem Kampf habe er AC/DC oder Anastacia gehört. Auch «He's a Pirate» aus dem Filmsoundtrack von «Pirates of the Caribbean» habe ihn motiviert. Wichtig sei aber gleichzeitig, dass man sich von solchen Hilfen nicht abhängig mache. «Wenn ich den MP3-Player zu Hause vergesse oder die Batterien nicht aufgeladen sind, darf das nicht dazu führen, dass ich aus lauter Verzweiflung nicht mehr in den Ring steigen kann», sagt Dick.

Alleine da draussen

Während eines Kampfes hat der Schwinger gerne mit Bildern gearbeitet. In seiner Freizeit sei er oft im Wald am Holzen: «Die Vorstellung vom Wald und vom Geruch des frischen Sägemehls, der aufsteigt, wenn man einen Baum gefällt hat, habe ich mir bei einem Gang oft in Erinnerung gerufen», sagt Dick.

Schwingen sei ein Sport, den er mit Herz und Leidenschaft betrieben habe. Gerade deshalb habe es ihn vor jedem Kampf «kribbelet». Äusserlich habe er vielleicht ruhig und gelassen gewirkt. Innerlich aber sei er jeweils äusserst nervös gewesen, wenn es ernst wurde. Da könne das richtige Bild oder der richtige Ton entscheidend sein. Denn, wie es die von Dick bevorzugte Sängerin Anastacia in einem ihrer Hits formuliert: «Left outside alone», draussen ist man allein. □

CREDIT SUISSE · SORGENBAROMETER 2014

Nur 7 Prozent finden, die Schweiz stehe für Tradition. Die Top 3: Neutralität (20 Prozent), Sicherheit und Heimat (je 18 Prozent).





Bilder und Musik: Christian Stucki (oben, rotes Hemd) und Christian Dick (unten, in Weiss) setzen auch auf psychische Stärke.

Fotos: Urs Flueeler / Keystone; Rolf Eicher / EQ Images

Frage 20 –

Wie innovativ ist die Schweiz?

Viele der besten hiesigen Start-ups entwickeln Anwendungen im Cleantech-Bereich. Warum passen die «sauberen Technologien» so gut zur Schweiz? *Von Simon Brunner*

11 der besten 100 Start-ups der Schweiz sind im Cleantech-Bereich*. Das neue Internet?
Dass mehr als 10 Prozent der 100 besten Schweizer Start-ups im Cleantech-Bereich aktiv sind, ist ein guter Indikator für die nachhaltige Entwicklung dieser Industrie. So gesehen wird unsere Technologie-Landschaft, die durch Internet, Nano- und Biotechnologie geprägt ist, mit den «sauberen Technologien» als weiterem Standbein erweitert.

Ist die Schweiz ein speziell gutes Pflaster für diese Start-ups?
Die hohe Innovationskraft der Schweizer Universitäten und Technischen Hochschulen bietet dem Cleantech-Bereich einen fruchtbaren Nährboden, um gegenüber anderen Ländern, insbesondere aus Nordeuropa und Nordamerika, aufzuholen. Diese Länder haben unter anderem durch gezielte Förderprogramme historisch einen Vorsprung. Die durch gezielte Förderung des Cleantech-Sektors jüngst veränderten Rahmenbedingungen kreieren nun in der Schweiz ein gutes Momentum, was die Standortattraktivität erhöht.

Wie werden aus Start-ups erfolgreiche Firmen?
Zuerst: Fokus auf die Kundenproblemlösung, gekoppelt mit einer effektiven Umsetzungskompetenz; beides erfordert ein praxiserfahrenes Gründerteam. Für institutionelle Investoren ist wichtig: Team, Produkt oder Dienstleistung sowie klarer Markt. Können diese Kriterien erfüllt werden, gibt es zudem erste Verkaufserfolge, und werden interessante Kunden nachgewiesen, ist der Weg zu einer Investition praktisch frei. Jetzt braucht es noch gute kommerzielle Beteiligungskonditionen, also einen erkennbaren finanziellen Erfolg.

Grundsätzlich: Lieber auf einem kleineren Markt der einzige Anbieter sein oder das 100 000. Solarpanel entwickeln?
Weder noch! Aus Investorensicht zeichnet sich ein attraktiver Markt durch eine gesunde Konkurrenz aus, die Innovationen voranbringt und den Markt befeuert. Gibt es nur einen Anbieter, könnte man sich fragen, ob langfristig überhaupt ein Bedarf für das Produkt besteht. Sind zu viele Anbieter in einem Markt, ist es schwierig, sich als Unternehmen – ausser über den Preis – klar abzuheben; die Konsequenz sind sinkende Margen, Verlust der Innovationskraft und mittel- bis langfristig sinkende Vielfalt.

Was wird im Silicon Valley besser gemacht?
Es gibt keinen anderen Ort, der in dieser Konzentration Kapital mit Geschäftsmodellen zusammenbringt. Dies erlaubt auch Misserfolg – eine Grundvoraussetzung für Erfolg. Wir sollten in der Schweiz etwas mehr über den Tellerrand hinausschauen und bewusster unternehmerische Risiken eingehen. □

Eric Gisiger ist Investment Director bei der SVC – AG für KMU Risikokapital, die in Schweizer KMU und Jungunternehmen investiert.

* Die Plattform für Jungunternehmer startup.ch kürt mit der «Handelszeitung» jährlich die 100 führenden Start-ups der Schweiz. Die Rangliste wird von 100 Experten zusammengestellt.

CREDIT SUISSE · SORGENBAROMETER 2014

Der Umwelt in der Schweiz werde es in zehn Jahren besser gehen, meinen 52 Prozent.

Die besten fünf Cleantech-Start-ups der Schweiz (gemäss startup.ch)



Rang 2/100
L.E.S.S. – Light Efficient System SA, Lausanne

L.E.S.S. hat einen Nanofaden von der Dicke eines menschlichen Haares entwickelt, der für die Beleuchtung verwendet wird. Das System bietet im Gegensatz zu anderen Lösungen Helligkeit *und* die Möglichkeit flexibler Nutzung durch den äusserst geringen Platzbedarf: zum Beispiel als Hintergrundbeleuchtung für Monitore oder in Lupen.



Rang 6/100
Bcomp AG, Freiburg

Die junge Firma entwickelt patentierte Technologien und Produkte zur Herstellung von leistungsstarken Verbundwerkstoffen aus natürlichen Fasern. Diese können in unterschiedlichsten Produkten verwendet werden, als ultraleichtes Kernmaterial in Skis beispielsweise oder aber in technisch hochentwickelten Textilien und als Ersatz für Kohle- und Glasfasern.



Rang 7/100
Climeworks AG, Zürich

Der Spin-off der ETH Zürich hat eine Methode entwickelt, um CO_2 aus der Umgebungsluft zu absorbieren und daraus einen erneuerbaren Rohstoff zu machen. Das mobile Gerät von Climeworks kann pro Jahr aus der Luft durch chemische Prozesse eine Tonne CO_2 filtern. Ist der Filter gesättigt, wird er zu 90 Prozent mit Sonnenlicht erhitzt, um reines, gasförmiges CO_2 zu gewinnen.



Rang 12/100
Kandou Bus SA, Lausanne

Die Technologie namens Chord™ überträgt Signale in elektronischen Geräten intelligenter. Damit lassen sich Daten doppelt so schnell und mit einem Viertel des Energieaufwands übertragen. Im Februar präsentierte das Start-up seine Technologie zum ersten Mal auf einem Forum in San Francisco und stiess auf grosses Interesse bei potenziellen Kunden.



Rang 27/100
Bluetector AG, Luzern

Mit dem standortunabhängigen System «BlueTec» kann stark verschlammtes Wasser, zum Beispiel dasjenige von mobilen Toiletten, gereinigt werden. Kunden können den «BlueTec Vactor» in einem Standardcontainer einfach mieten. So wird der Transport des Schmutzwassers zu einer Kläranlage überflüssig. In Zukunft soll aus Klärschlamm Öl gewonnen werden können.

Illustration: La Tigre

ERSTKLASSIGES IST SELTEN.

NUR NOCH WENIGE APARTMENTS SIND FREI.



MOBIMO TOWER

Mobimo Tower: Ihr neues, luxuriöses Zuhause mit 24-Stunden-Hotelservice mitten im Trendquartier Zürich West. – Zu Hause viel Platz, draussen direkt vor der Türe ein breites Freizeit- und Kulturangebot sowie Nah- und Fernverkehr.

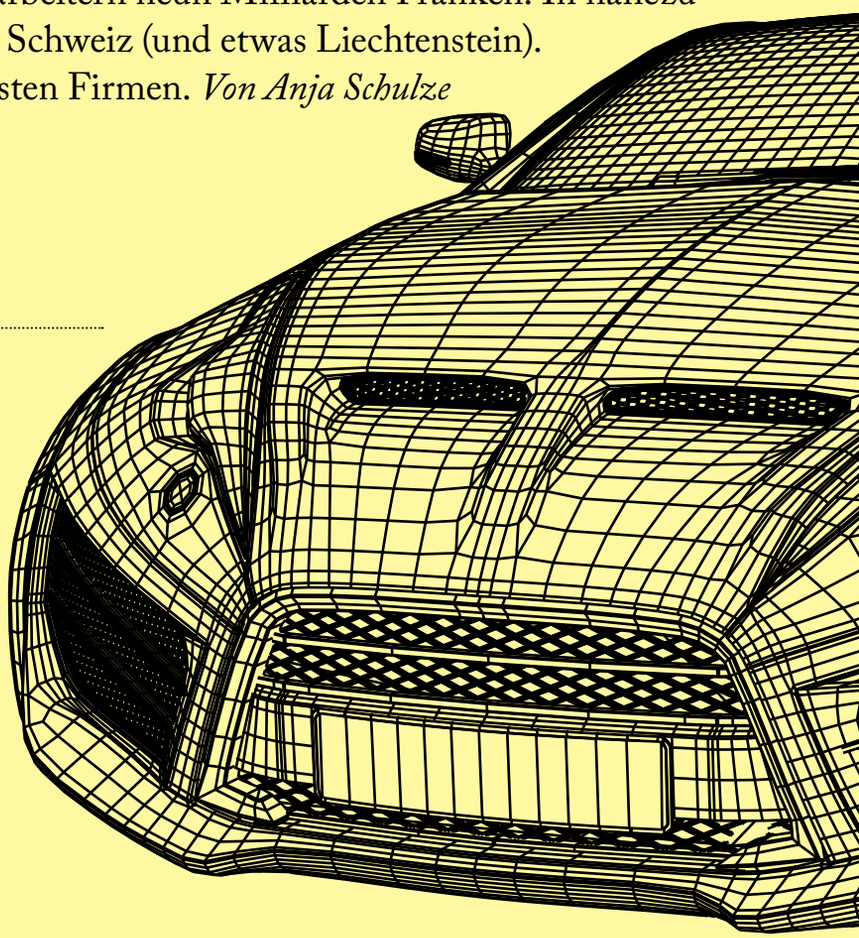
Diverse Wohnungen von 200-300 m² ab CHF 3 Mio.

www.mobimotower.ch / Tel: +41 44 396 60 63

Frage 21 –

Ist die Schweiz eine Autobauernation?

Ja! Ohne Schweizer Betriebe klänge ein Ferrari nicht wie ein Ferrari, ein VW wäre viel schwerer und ein BMW nicht so komfortabel. Die Schweizer Autozulieferer erwirtschafteten 2013 mit rund 24 000 Mitarbeitern neun Milliarden Franken. In nahezu jedem Auto auf dieser Welt steckt ein Stück Schweiz (und etwas Liechtenstein). Eine Auswahl der grössten und interessantesten Firmen. *Von Anja Schulze*



ASETRONICS

Das mittelständische Unternehmen mit Sitz in Bern bringt Licht ins Dunkel: In Scheinwerfern, in Blinkern und in Seitenmarkierungsleuchten von Fahrzeugen kommen **Leuchtdioden** (LEDs) von Asetronics zum Einsatz. LEDs sind lichtstark, sparsam und langlebig. Immer mehr Autos werden daher mit ihnen ausgerüstet. Asetronics fertigt komplette LED-Module mit entsprechender Steuerung.

AUTONEUM

Die Winterthurer Firma mit weltweit rund 10 000 Mitarbeitern (Umsatz: 2 Mrd. CHF) beeinflusst den Lärm von Autos – und wie heiss sie werden. Diese Gebiete – auf beiden ist Autoneum Weltmarktführer – haben nur vermeintlich nichts miteinander zu tun, denn Lärm und Hitze entstehen am gleichen Ort: im Motorraum. Die Produkte von Autoneum haben zwar wenig optische Wirkung, doch ohne **Motorhauben-** und **Stirnwandabsorber, Aggregateraum-Trennwand** und **Motorabdeckung** gleitet kein Mercedes dahin, donnert kein Lamborghini und röhrt kein Ferrari.

BRUSA ELEKTRONIK AG

BRUSA ist ein KMU mit Sitz im Rheintal. Seit 30 Jahren ist man dort bei alternativen Antriebstechnologien innovativ. Die Firma stellt **Elektromotoren** für Automobile her. Aber ein Elektromotor macht noch kein Elektromobil. Dazu gehört auch ein Energiespeicher – und bitte für möglichst lange Fahrstrecken. Das Produktspektrum von BRUSA umfasst also auch **Batterien.** Und damit diese rasch «gefüllt» werden können, stellt BRUSA Ladesysteme her.

DGS DRUCKGUSS SYSTEME AG

Die Ostschweizer Firma aus St. Gallen ist international tätig und giesst Metallteile wie **Schaltgehäuse, Karosserieteile, Handbremssysteme** u.v.m. Diese müssen belastbar sein, präzise und zuverlässig sowie vor allem: leicht. Denn Autos sollen wenig Energie verbrauchen, während gleichzeitig die Ansprüche an Komfort oder Sicherheit steigen und damit der Anteil von Elektronik im Fahrzeug. Also muss Gewicht gespart werden. Mit ihren Produkten trägt DGS dazu bei: durch die Verwendung von Leichtmetall, aber auch durch spezielle Formgebung der gegossenen Bauteile.

EMS-CHEMIE

Fahrzeugkomponenten, die aus Kunststoffen von EMS-Chemie gemacht werden, könnten vielfältiger nicht sein: Es sind **Armlehnen, Türgriffe** oder **Benzinleitungen.** Dabei fertigt der Chemie-Konzern mit Hauptsitz in Domat/Ems GR Kunststoffteile nicht selbst. Gemeinsam mit seinen Kunden entwickelt er Geometrie und Beschaffenheit der Teile und liefert dann den Kunststoff für ihre Fertigung. Das Produktspektrum geht jedoch viel weiter. EMS produziert Zünder für **Airbags, Wachse** gegen Korrosion, **Beschichtungen** gegen Steinschlagschäden und vieles mehr.

Illustration: M-I-S-H-A / iStockphoto

GLAS TRÖSCH AG

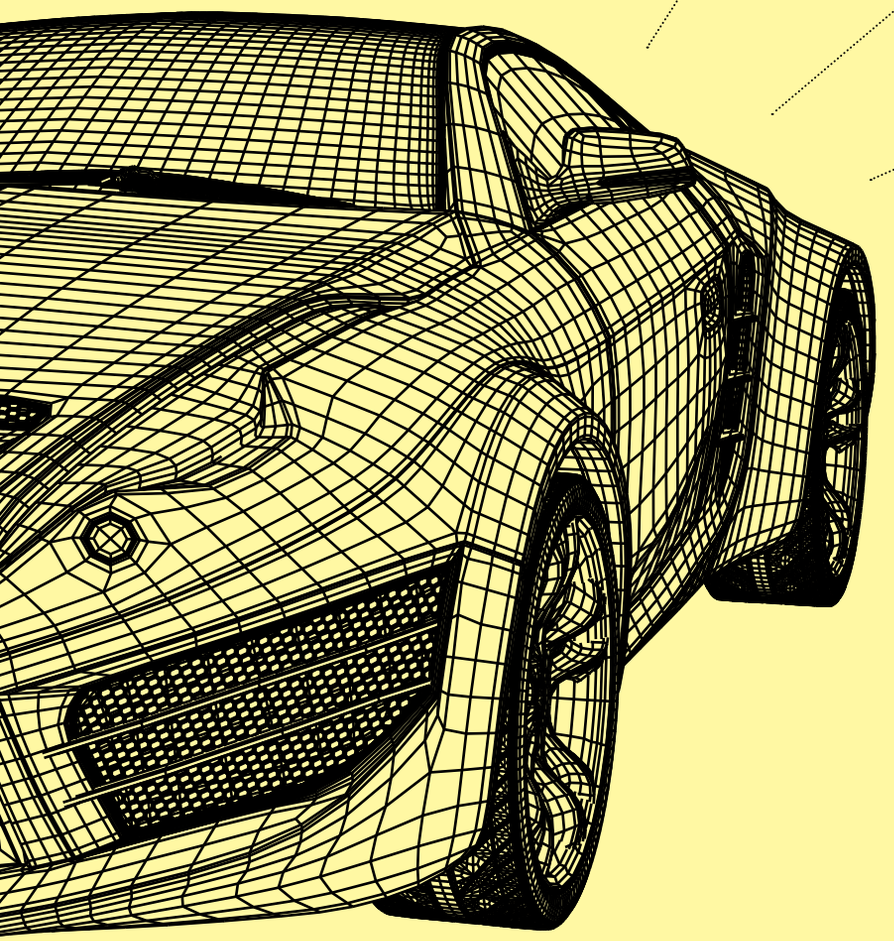
Für Durchblick sorgt das Unternehmen mit weltweit 5300 Mitarbeitern und Sitz in Bützberg BE. Es fertigt **Front-, Heck-, Dach-, Tür-** und **Seitenscheiben** für Prototypen oder Kleinserien. Eine Autoscheibe ist mehr als bloss (Verbundsicherheits-)Glas. Oft ist es mit einer Vielzahl von Funktionen ausgestattet, wie z.B. Heiz- und Antennensystemen oder Sonnen- und Wärmeschutz.

MAXON MOTOR

Das Unternehmen aus Obwalden mit weltweit über 2000 Mitarbeitern (Umsatz: 360 Mio. CHF) stellt Mikroantriebe her. Diese oft sehr kleinen **Elektromotoren** arbeiten versteckt, leise und zuverlässig. Ohne sie würde vieles nicht funktionieren, wie etwa Benzin- und Einspritzpumpen oder die Servolenkung. Aber auch wenn wir die Klimaanlage benötigen, sind die Motörchen von Maxon am Werk.

SWISSFLOCK

Für Komfort und Design sorgen die Produkte von SwissFlock, einem KMU mit Sitz in Emmen. Das Unternehmen stellt **Flock (Beschichtungen)** aus Polyamid und Polyester her. Die kurzgeschnittenen Fasern werden auf Tür- und Fensterprofile, Ablagefächer, Dichtungen, Handschuhfächer, ABC-Säulen sowie Polsterstoffe für Tür- und Autodachhimmel-Verkleidungen aufgebracht als textile Oberfläche. Die Beflockung verbessert nicht nur die Optik im Innenraum, sondern verhindert auch Kondenswasser, eliminiert quietschende und verkratzte Scheiben oder mindert den Geräuschpegel.



SIKA GRUPPE

Sika, ein Zürcher Chemie-Unternehmen mit weltweit über 16 000 Mitarbeitern (Umsatz: 5 Mrd. CHF), ist u. a. Spezialist für das **Verstärken von Strukturen,** das **Dichten** und **Kleben.** Seine Produkte sind nicht nur auf dem Bau zu finden, sondern auch in Autos. Denn – es wird nicht mehr nur geschraubt oder geschweisst in der Automobilproduktion, sondern oft geklebt: Windschutzscheiben, Schiebedächer oder Scheinwerfer aussen; Verkleidungen von Türen, Sonnenblenden oder Dachhimmel innen. Das ist nicht nur schneller und billiger als Schrauben oder Nieten, sondern sieht auch attraktiver aus.

SFS INTEC

Das international tätige Ostschweizer Unternehmen mit weltweit über 7000 Mitarbeitern (Umsatz: 1,3 Mrd. CHF) liefert Präzisionsformteile aus Metall und Plastik. Die **Zahnräder, Klemmen, Filter** und **Schrauben** werden von seinen Kunden (ebenfalls Zulieferer) benötigt, um weitere Produkte herzustellen, wie Airbags, Sitzversteller, Gurtsysteme, Bremsen, Sensoren u. v. m. Zwar trägt keines der genannten Autoteile den Namen SFS. Trotzdem ist in manchen Autos viel SFS drin.

THYSSENKRUPP PRESTA AG

Als grösster Arbeitgeber in Liechtenstein (1700 Mitarbeiter, rund 5000 Mitarbeiter weltweit) gehört das Unternehmen zu den führenden Herstellern von **Lenksystemen.** Diese verbinden das Lenkrad mit der Achse und bieten heute nicht nur die Übertragung der Lenkbewegung auf die Strasse, sondern auch Komfort und Sicherheit. Lenksäulen von Presta sind längs- und höhenverstellbar und absorbieren im Falle eines Unfalls die Energie, indem sie sich zusammenschieben. Sie dämpfen Fahrbahnstösse zum Lenkrad hin und vermitteln dem Fahrer ein Gefühl für die Strasse.

WEIDMANN PLASTICS TECHNOLOGY AG

Das Unternehmen beschäftigt weltweit rund 800 Mitarbeiter (Umsatz: 220 Mio. CHF) und fertigt Kunststoffteile. Diese übernehmen im Auto praktische und sicherheitsrelevante Funktionen, wie Dichtungen. Oder sie erhöhen durch **Kunststoffverkleidungen** den Wohlfühlfaktor. Oder sie machen das Auto zu einem Designobjekt, wie durch beleuchtete Einstiegsleisten. Die Automotive & Industrial Division wurde kürzlich an die US-Firma Techniplas verkauft, bleibt aber eine separate Einheit mit Sitz in Rapperswil.

Anja Schulze ist Professorin für Technologie- und Innovationsmanagement und steht dem Swiss Center for Automotive Research (Swiss CAR) der Universität Zürich vor.

CREDIT SUISSE · SORGENBAROMETER 2014

95 Prozent sind stolz auf die starken Schweizer Marken im Ausland.

Frage 22 –

Was ist ein Genfer?

Genfer sind sich selten einig. Aber in einem Punkt finden sie sich: Sie wollen vor allem Genfer sein. Und bleiben.

Von Christophe Büchi



Wie das gallische Dorf aus «Asterix»: Genf gehört erst seit 200 Jahren zur Schweiz.

Genf ist schon ein sehr spezielles Pflaster: grossstädtisch und kleinstädtisch zugleich, ganz sicher aber glitschig und rutschig.

Kaum eine europäische Stadt von vergleichbarer Grösse hat so viele bedeutende Köpfe hervorgebracht – oder ihnen eine Heimat gegeben – wie der Hauptort der stolzen «République et canton de Genève». Der Jurist Jean Calvin verwandelte die lebenslustige Stadt Genf im 16. Jahrhundert zu dem, was sie ist: eine reformierte, in die Welt ausstrahlende und bis zum Exzess unabhängige *res publica*. Calvin war zwar kein Ur-Genfer, sondern stammte aus der Picardie im Norden Frankreichs. Aber erst Genf hat Calvin zu Calvin gemacht – und Calvin umgekehrt Genf zu Genf.

Anders war es bei Jean-Jacques Rousseau. Der Schriftsteller, Philosoph und Bestsellerautor des 18. Jahrhunderts, der die «Zurück zur Natur»-Welle auslöste und mit dem «Contrat social» die philosophische Axt ans Ancien Régime legte, war ein waschechter Genfer. Nachdem er wegen seiner angeblich antireligiösen Schriften in Abwesenheit verurteilt und seine Bücher in Genf verbrannt worden waren, konnte er zwar nicht mehr in die Heimat zurück, zeichnete aber dennoch ein Leben lang stolz als *citoyen de Genève*.

Weltmännisch und kleinkariert

Auch Horace-Bénédict de Saussure, der grosse Naturforscher und einer der ersten Erkunder des Montblanc, war Genfer. Der General und Topograf Guillaume-Henri Dufour, der die Schweiz einigermassen heil durch den Sonderbundskrieg geführt hat, stammte ebenfalls aus Genf, wie Henry Dunant, Mitbegründer des Roten Kreuzes. Die eindrückliche Liste führt bis zum Psychologen Jean Piaget, der aus Neuenburg kam, aber ein Leben lang in Genf lehrte. Ob man schliesslich Jean Ziegler, als Hans Ziegler in Thun geboren, zu den grossen Genfern zählen will, darüber scheiden sich die Geister. Tatsache ist, dass er bis heute weltweit zu den bekanntesten Schweizern (Genfern) gehört.

Sicher ist aber auch: So vif, weltmännisch und grossen Prinzipien zugewandt viele Genfer sein mögen, so streitsüchtig und kleinkariert geben sie sich oft. Da kommt es vor, dass ein Grossrat einem anderen im Kantonsparlament ein Wasserglas an den Kopf wirft oder in der Cafeteria eine Schlägerei anzettelt. Manchmal passieren Dinge, die erst recht an einen Dorfschwank erinnern. Kürzlich musste ein Genfer Richter über zwei andere Genfer Richter urteilen, die sich eine monatelange Fehde lieferten und wiederholt gegen den andern tätlich wurden.

Die Republik Genf ist eben, so gern sie den berühmten *esprit de Genève* heraufbeschwört, manchmal nicht die Weltstadt, als die sie sich sieht, sondern eher wie das gallische Dorf aus «Asterix», dessen Bewohner sich nur in einem Punkt einig sind, nämlich darin, dass man sich durch und durch uneinig ist.

Immerhin sind sich die Genfer ihres Hangs zu gallischen Seldwyla-Attitüden bewusst und bezeichnen diese, mit einem deutschen Lehnwort, als «Genfereien». Inzwischen wird in Genf sogar alljährlich ein Preis für die schönste Genferei ausgerichtet. Auch dies ist typisch für Genf.

Anders und besser

Oft allerdings sind die Genfer überzeugt, dass sie vieles nicht nur anders machen als die anderen, sondern auch besser. Wiederholt hat der Autor in Genf den Satz gehört, von Linken wie von Bürgerlichen: «Die ganze Welt [die ganze!] beneidet uns um unsere Lebensqualität!» Die Bürgerlichen sind stolz auf den Finanzplatz und den Wohlstand, die Linken auf den (vom Finanzplatz mitfinanzierten) Sozialstaat.

Die Überzeugung, etwas Besonderes zu sein, ist Teil des kollektiven Unterbewusstseins Genfs. Als die hiesigen Touristiker unlängst einen neuen Slogan kreieren wollten, kam ihnen «Genève – un monde en soi» (eine Welt für sich) in den Sinn. Dies tönt zwar einigermassen grossspurig. Aber schlichter als «Zurich – downtown Switzerland» ist das Motto ja auch nicht.

Nun, sogar der grosse französische Diplomat Talleyrand, der beim Wiener

Illustration: Maren Amini

Kongress 1814/1815 nicht ohne Zögern in den Anschluss Genfs an die Eidgenossenschaft einwilligte, soll einmal gesagt haben: «Es gibt fünf Kontinente – und dann noch Genf.» Ob das Bonmot authentisch ist, weiss man nicht. Es wird in Genf trotzdem immer wieder genüsslich zitiert.

Dass Genf seit 200 Jahren zur Schweiz gehört, hat sich in Genf selbst noch nicht überall herumgesprochen. Immer noch sagen viele Genevois, wenn sie Richtung Osten fahren: *On va en Suisse*. Und die Strasse Richtung Nyon wird immer noch als *route de Suisse* bezeichnet.

Dies bedeutet keineswegs, dass das offizielle Genf sich nicht der Verbindung zur Schweiz bewusst wäre. Jedes Jahr wird in Genf am 1. Juni die «Vereinigung» zwischen Schweiz und Genf gefeiert. Am Seeufer steht eine Statue, die zwei sich umschlingende Frauengestalten als Symbol dieser Vereinigung zeigt. Beide Gestalten sind gleich gross: Hier sind sich zwei Partnerinnen auf Augenhöhe begegnet.

Immerhin, die Verbindung hält. Sie ist zwar nicht eng, aber solide. So stolz die Genfer auf ihre Eigenständigkeit sind, so wenig Musikgefühl bekunden sie für separatistische Schalmeienklänge. Die Genfer sind eben kluge Leute. Denn was wäre die Alternative? Sich zu Frankreich schlagen ist unattraktiv. Einen Freistaat à la Monaco gründen? *N'y pensez pas.* Die Genfer sind sich eben doch bewusst, dass sie auch von ihrer Zugehörigkeit zur Schweiz profitieren, nicht nur die Schweiz von Genf.

Fazit: Viele Genfer wollen zwar nicht unbedingt lupenreine Schweizer sein, aber noch viel weniger wollen sie Franzosen oder sonst was werden. Eigentlich möchten sie vor allem eines sein: hundertprozentige Genfer. Und dies ist schon Programm genug. □

Christophe Büchi, geb. 1952, war langjähriger Welschland-Korrespondent der «NZZ» und arbeitet heute noch als Autor für die Zeitung. Der Buchautor, Essayist und Publizist wohnt in Champéry VS und in Lausanne.

CREDIT SUISSE · SORGENBAROMETER 2014

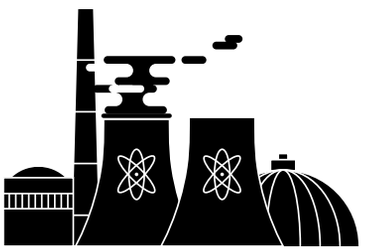
17 Prozent fühlen sich der Wohngemeinde zugehörig, 31 Prozent der Schweiz. Nicht untersucht wurde, ob diese Werte für Genf anders ausfallen.

Frage 23 –

Wer hat Angst vor dem AKW?

Deutschschweizer und Romands bewerten die Atomkraft ganz anders. Warum ist das so?

Von Bernadette Sütterlin



Nutzen und Risiken: Kernkraftwerke.

Die Ausgangslage: Im diesjährigen Sorgenbarometer der Credit Suisse geben 20 Prozent der Befragten in der Deutschschweiz an, (Kern-)Energie sei eines der fünf grossen Probleme der Schweiz. In der Romandie teilen nur 10 Prozent diese Meinung. 2010 war die Lage umgekehrt: 21 Prozent der Romands empfanden (Kern-)Energie als Problem und in der Deutschschweiz waren es nur 8 Prozent. Was ist passiert?

Deutsch- und Westschweizer unterscheiden sich in ihren Wertvorstellungen. Gemäss Studien zu den Schweizer Sinus-Milieus zeichnen sich Westschweizer durch Weltoffenheit, Erlebnisorientierung und Bescheidenheit aus, während bei Deutschschweizern Leistungsbewusstsein, Streben nach Status und ökologisches Bewusstsein dominieren. Die Ursache für die unterschiedliche Problemwahrnehmung und den Richtungswechsel kann jedoch nicht in einem fundamentalen Wertewandel begründet liegen; denn Werte sind zeitlich relativ überdauernd.

Die am Lehrstuhl Consumer Behavior der ETH Zürich durchgeführten Untersuchungen deuten auf eine andere Erklärung hin. Wie in verschiedenen Studien gezeigt werden konnte, fliesst nebst der Risiko- auch die Nutzenwahrnehmung in die Akzeptanz von Kernenergie ein. Die Nutzenwahrnehmung ist dabei der wichtigere Faktor für die Akzeptanz als das empfundene Risiko.

In der Deutschschweiz dürfte die Nutzenwahrnehmung nach Fukushima abgenommen haben, während sie in der Westschweiz zunahm. Dies widerspiegelte sich in einem gegenläufigen Trend bei der Akzeptanz der Kernenergie.

Was machen die Nachbarn?

Ein Grund für die unterschiedliche Nutzenwahrnehmung könnte die unterschiedliche Energiepolitik der Nachbarländer sein. Aufgrund der geografischen und sprachlichen Nähe orientiert sich die Deutschschweiz eher an der Energiestrategie Deutschlands. Mit der Energiewende nimmt es eine Vorreiterrolle in der Förderung erneuerbarer Energie ein. Die Energiewende wird in den deutschen Medien und somit in der Deutschschweiz rege diskutiert, das Thema ist aktuell. Der Glaube an die Realisierbarkeit der Energiewende könnte in der Schweiz zunehmen. Die Notwendigkeit der Kernenergie für die Stromversorgung scheint nicht mehr gegeben zu sein, die Deutschschweizer sehen weniger Nutzen darin.

In der Westschweiz wird die Wahrnehmung von der französischen Energiepolitik beeinflusst, in der die Kernenergie weiterhin eine tragende Säule ist. Darum dürfte dieser Technologie in der Romandie ein höherer Nutzen zugeschrieben werden. Diese differierende Nutzenwahrnehmung resultiert in einer unterschiedlichen Akzeptanz der Kernenergie und einem anderen Problembewusstsein im Hinblick auf die Energiethematik. □

Bernadette Sütterlin ist Dozentin und wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl Consumer Behavior des Institute for Environmental Decisions der ETH Zürich und forscht hauptsächlich zu Energiefragen.

CREDIT SUISSE · SORGENBAROMETER 2014

Der Röstigraben in der (Kern-)Energie: 20 Prozent der Deutschschweizer sehen sie als grosses Problem, nur 10 Prozent teilen diese Meinung in der Romandie.

Illustration: La Tigre

Frage 24 –

Haben Sie eine Vision für die Schweiz, Herr Snozzi?

Der Tessiner Luigi Snozzi, 82, ist einer der bekanntesten Architekten der Schweiz, doch gebaut hat er wenig. Warum? *Von Simon Brunner (Interview) und Andri Pol (Bild)*

Herr Snozzi, das Kulturmagazin «Du» widmete Ihnen eine ganze Ausgabe. Sie unterrichteten an der EPFL, der ETH und auf Sardinien. Sie gewannen viele Preise, erhielten Ehrendoktorwürden, es gab Ausstellungen über Sie. Doch mit Ihnen bauen, das wollte man nicht – wie schlimm ist die Bilanz?
Ich bin jetzt 82 Jahre alt. Ich habe in meinem Leben bei etwa 100 öffentlichen Wettbewerben mitgemacht. 30 habe ich gewonnen. Davon konnte ich eine Handvoll umsetzen.

Wie konnte das passieren?
Ich weiss es nicht. Wirklich.

Sind Sie zu dickköpfig?
Bis 40 habe ich gar keine Kompromisse gemacht. Zero. Heute bin ich ein bisschen klüger. Ein Architekt, der gar keine Zugeständnisse macht, ist schwach, gewisse Kompromisse können das Projekt vorwärtsbringen.

Sind Sie zu teuer?
Nein. Meine Projekte waren immer relativ billig.

Sind Sie jeweils zu wenig auf Vorgaben der Wettbewerbe eingegangen?
Ein Problem ist sicher, dass ich bei meinen Lösungen gerne das Umfeld verändere, zum Beispiel lege ich Strassen neu. Das ist das Schlimmste für eine Gemeinde, denn es bedeutet einen grossen Mehraufwand.

Welchem Projekt trauern Sie am meisten nach?
Den Wohnungen in Brissago – da fand ich eine wirklich gute Lösung – und einem grossen Projekt in den Niederlanden, das die Metropolensituation neu definierte mit einem gigantischen, kreisförmigen Eisenbahnviadukt in der Mitte. In Vaduz habe ich den grossen Gestaltungsplan gemacht fürs neue Stadtzentrum, aber er wurde nie verwirklicht. Gleich wie die Kirche dort: Wettbewerb gewonnen, gebaut hat ein anderer. Und so weiter.

> Sind Sie zu teuer? – «Nein, meine Projekte waren immer relativ billig.»

Sind Sie verbittert?
Überhaupt nicht, jeder hat sein Schicksal. Meines begann früh, in meiner Jugend war ich sehr links, mein damaliger Compagnon Livio Vacchini klagte immer: «Weil du so politisch bist, haben wir nichts zu bauen.» Für gewisse Auftraggeber kamen wir gar nicht infrage. Am Ende trennten wir uns aber wegen etwas anderem, einer Lappalie: Ich plante eine Wohnsiedlung ohne Bidets, er meinte, das mache er nicht. Ab da gingen wir getrennte Wege – und wurden enge Freunde.

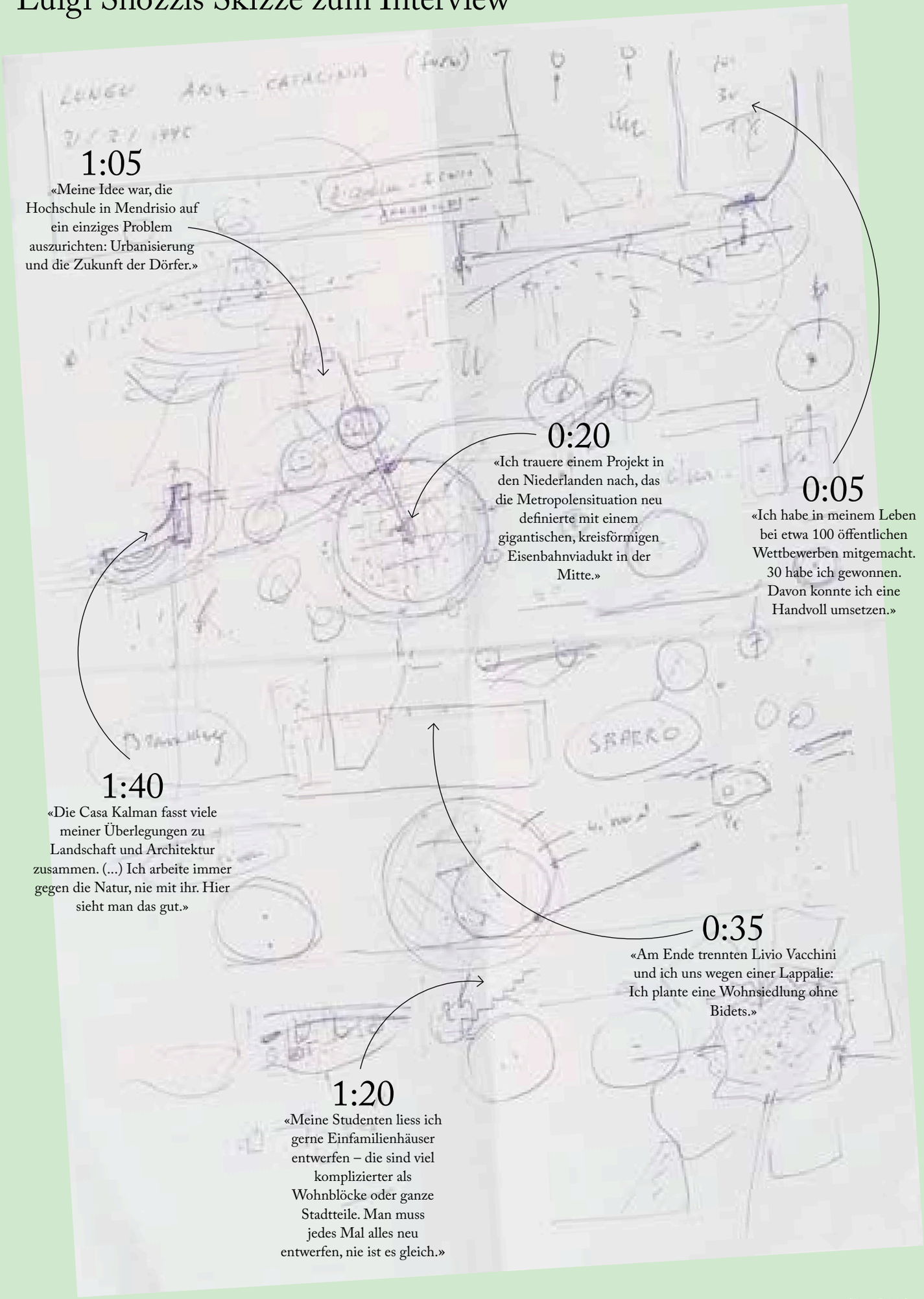
Sie waren immer der Aussenseiter.
Ja. Ich bin sehr bekannt wegen des Dorfs in Monte Carasso, das ich praktisch neu strukturiert und um ein neues Dorfzentrum entwickelt habe. Doch der Kanton Tessin mochte es nie. Es hat viele Preise und internationale Beachtung erhalten, darum wird es toleriert. Was man daraus lernen könnte, interessiert aber niemanden – es ist zu radikal: Gesetze abschaffen, grosse Eingriffe der Architektur – das alles mag das Establishment nicht.

Ihren Studenten haben Sie jeweils gepredigt: «Nehmt alle Vorgaben und dreht sie um, dann entsteht etwas Gutes.» Ist es letztlich einfacher, ein Nonkonformist zu sein, als nach den Regeln zu spielen?
So simpel ist es auch wieder nicht. Wenn die Regeln dumm sind, ist man dazu verpflichtet, sie zu brechen. Aber wenn Regeln gut sind, sollte man sie respektieren. In Monte Carasso zum Beispiel haben wir nur wenige Gesetze, zum Teil stammen sie noch aus dem 15. Jahrhundert.



«Wenn die Regeln dumm sind, ist man dazu verpflichtet, sie zu brechen»: Architektur-Professor Snozzi in seinem Archiv.

Luigi Snozzis Skizze zum Interview



1:05

«Meine Idee war, die Hochschule in Mendrisio auf ein einziges Problem auszurichten: Urbanisierung und die Zukunft der Dörfer.»

0:20

«Ich trauere einem Projekt in den Niederlanden nach, das die Metropolensituation neu definierte mit einem gigantischen, kreisförmigen Eisenbahnviadukt in der Mitte.»

0:05

«Ich habe in meinem Leben bei etwa 100 öffentlichen Wettbewerben mitgemacht. 30 habe ich gewonnen. Davon konnte ich eine Handvoll umsetzen.»

1:40

«Die Casa Kalman fasst viele meiner Überlegungen zu Landschaft und Architektur zusammen. (...) Ich arbeite immer gegen die Natur, nie mit ihr. Hier sieht man das gut.»

0:35

«Am Ende trennten Livio Vacchini und ich uns wegen einer Lappalie: Ich plante eine Wohnsiedlung ohne Bidets.»

1:20

«Meine Studenten liess ich gerne Einfamilienhäuser entwerfen – die sind viel komplizierter als Wohnblöcke oder ganze Stadtteile. Man muss jedes Mal alles neu entwerfen, nie ist es gleich.»

Skizze: Luigi Snozzi

Was ist eigentlich die Kernaufgabe eines Architekten?
Wiederholen, was gut ist. Das ist das Einzige. Meinen Studenten habe ich immer gesagt: «Ein guter Architekt muss ein Dieb sein und ein Metzger.» Einer der besten zeitgenössischen Architekten, der Portugiese Álvaro Siza, ist der grösste Dieb von allen – er klaut von überall. Aber stehlen ist schwierig, das Diebesgut muss etwas von dir werden. Nur wenige können das.

Und warum ein Metzger?
Der Architekt muss brutal sein. Ich habe immer gegen die Natur gebaut – man darf keine Angst davor haben, etwas zu zerstören.

Wie gehen Sie an ein Projekt heran?
Als Architekt kann ich jeweils nur eine Frage beantworten. Wenn ich zwei habe, muss ich eine beseitigen. Jedes Projekt ist die Antwort auf eine spezifische Herausforderung. Wenn man das nicht beachtet, ist man verloren.

Viele bekannte Schweizer Architekten waren Ihre Schüler.
Ja, viele. Einige liess ich durchfallen. Das kam oft vor: Grosse Architekten sind schwierige Studenten, sie haben wenig Disziplin und halten sich oft nicht an die Aufgabenstellung, wie Roger Diener.

Sie selber hielten sich auch nie an Regeln. Hatten Sie kein Verständnis?
Man muss zuerst mit den Spielregeln spielen können, bevor man sie brechen darf. Das Talent erkannte ich aber immer.

Wie gefällt Ihnen die zeitgenössische Architektur?
Die Stars führen heute grosse Büros mit 300 Angestellten. Ich finde, darunter leidet die Qualität. Der Chef ist nicht überall involviert, wie auch? Und viele zeitgenössische Architekten meinen, sie müssten jedes Mal etwas Neues erfinden. Doch wie gesagt, in der Architektur gibt es nichts zu erfinden. Man muss nur gekonnt zurückschauen. Diese Lust, in der Architektur immer einen Gag zu finden, stört mich.



«Alles andere interessiert mich nicht mehr»: Casa Kalman von 1976 in Brione.

Was halten Sie von nachhaltigem Bauen und Minergie?
Nichts. Der Architekt muss zwischen Erde und Himmel ein Dach schaffen und einen Bezug zum Boden herstellen. Das ist seit den ägyptischen Pyramiden so. Die Architektur muss im Vordergrund stehen, nichts anderes.

Sie standen politisch immer links, waren aber nie ein Umweltschützer.
Ich war immer gegen die Grünen. Sie machen zu viele Regeln, die manchmal zum Gegenteil von dem führen, was sie sollen. Ausserdem fahre ich sehr gerne Auto und liebe Flugzeuge und Flughäfen.

Haben Sie eine Vision, wie die Schweiz in fünfzig Jahren aussieht?
Nein.

Nein?
Ich finde, man sollte im Heute, im Hier und Jetzt leben. In diesem Sinne bin ich Chinese. Ich stelle keine grossen Überlegungen über die Zukunft an. Wir müssen die Probleme lösen, die wir heute haben!

Wenn Sie Stadtplaner wären …
Stopp! Städteplanung und Architektur sind nicht zwei getrennte Disziplinen. Ich verstehe nicht, wie einer planen kann und der andere umsetzen. Ich würde Städteplaner-Lehrgänge abschaffen. Bei mir musste man immer beides machen.

Wie geht das?
Ein Beispiel: Als die Architektur-Universität in Mendrisio in Planung war, bat mich Mario Botta, bei der Ausrichtung zu helfen. Meine Idee war, die Hochschule auf ein einziges Problem auszurichten, das Planung und Häuserbau vereint, nämlich Urbanisierung und die Zukunft der Dörfer: Mailand zum Beispiel dehnt sich bis ins Tessin aus und schluckt kleine Siedlungen, die mit Ablehnung reagieren und sich einigeln. Das finde ich schlecht. Meine Idee war, dass man die Stadt willkommen heisst und sie integriert. Das

«Ein Architekt muss brutal sein. Ich habe immer gegen die Natur gebaut.»

bedeutet aber, dass man auch mal ein halbes Dorf runterreissen muss.

Lassen Sie uns raten – es kam anders?
Botta wollte lieber eine internationale Star-Universität. So lebten wir uns auseinander. Wir grüssen uns noch und heute waren wir mittagessen, aber die Beziehung ist angespannt.

Was ist die schwierigste Disziplin für einen Architekten?
Meine Studenten liess ich gerne Einfamilienhäuser entwerfen – die sind viel komplizierter als Wohnblöcke oder ganze Stadtteile. Man muss jedes Mal alles neu entwerfen, nie ist es gleich. Und es gibt keine Wiederholungen, die für den Rhythmus so wichtig sind in der Architektur.

Auch die Auftraggeber sind anspruchsvoll.
Der Einfamilienhaus-Erbauer ist der schwierigste Kunde, den es gibt. Er denkt an seine Sonderwünsche, der Architekt aber will ein Haus bauen, das ein generelles Problem löst. Zwei meiner Auftraggeber starben während der Bauarbeiten. Hätte ich alle ihre Wünsche

Foto: Wojciech Kaczura / Wikimedia Commons

berücksichtigt, hätten die Erben die Häuser nie verkaufen können. Der gute Architekt baut nicht für den Eigentümer.

Das können Sie diesem bloss nicht sagen.
Ich bin kein Diplomat. Wegen dieses Themas hatte ich immer Streit, viel Streit. Mit einer 75-jährigen Kundin raufte ich mich anderthalb Jahre lang. Am Ende sagte ich: «Ich baue das Haus nur so, wie ich es will» – das Gegenteil von dem, was sie wollte. Sie verlangte Holz, ich machte Beton. Sie wollte ein Giebeldach. Ich machte ein Flachdach. Sie wollte Fensterläden. Die gab es nicht.

Hat sie bezahlt?
Ja, sie war begeistert. Ich habe das richtige Haus gebaut.

Muss der Architekt die Leute zu ihrem Glück zwingen?
Manchmal muss man Kunden die Augen öffnen.

Welches ist Ihr bestes Haus?
Die Casa Kalman ist das einzige Haus, das ich heute noch besuche und in dem ich mich wohl fühle. Alle anderen interessieren mich nicht mehr.

Warum?
Das Haus von 1976 fasst viele meiner Überlegungen zu Landschaft und Architektur zusammen. Es gibt diesen Spruch von meinem Freund und Pritzker-Preisträger Paulo Mendes da Rocha: «Die Natur ist ein Dreck.» Was meinte er? Die Landschaft ist nicht für Menschen gemacht, man muss sie verändern. Das trifft meine Philosophie ziemlich genau: Ich arbeite immer gegen die Natur, nie mit ihr. Bei der Casa Kalman sieht man das gut.

Frau Kalman ist meine Grossmutter – als sie das Haus zum ersten Mal sah, fragte sie schockiert: «Kann ich es wieder verkaufen?»
Das habe ich nicht gewusst. Sie ist eine wunderbare Frau. Kürzlich war ich in England, an einer der grossen Universitäten – überall stehen Modelle des Kalman-Hauses, jeder Architekturstudent kennt es.


1


2


3


4

«Ein neues Dorfzentrum»: Mit Monte Carasso wurde Luigi Snozzi bekannt. Das Dorf war zersiedelt und heruntergekommen, Snozzi strukturierte es in den 1970ern neu. Bilder: 1. Wohnhaus des früheren Bürgermeisters; 2. Ehemaliges Augustinerinnenkloster, das Snozzi in eine Grundschule und ein Kultur- und Freizeitzentrum umfunktionierte; 3. Privathaus; 4. Sportanlage.

Ständig kommen Studenten vorbei und wollen es anschauen.
Unglaublich, welche Bedeutung es noch hat, obwohl es doch so klein ist und wenig gekostet hat.

Sie wollten nie ein Haus für sich selber bauen. Warum nicht?
Es ist nicht wichtig, wie ich wohne. Ich habe immer in ganz normalen Wohnungen gelebt.

Wie kommt das?
Obwohl ich seit 1958 in Locarno bin, habe ich mich jahrelang gestritten mit der Gemeinde. 1989 gewann ich den Projektwettbewerb zur Neugestaltung der Piazza Grande, der Entwurf wurde nie umgesetzt. Ich werde nie mehr etwas für die Gemeinde tun, wir sprechen nicht mehr miteinander. Aber meine Heimat ist nicht Locarno. Meine Heimat ist der Lago Maggiore. Da ist es ruhig.

Wie haben Sie sich selbst verändert über die Jahre?
Ich weiss es nicht. Mir scheint, ich denke immer gleich. Meine Linie ist ziemlich gerade. □

Luigi Snozzi wurde 1932 in Mendrisio geboren. Er ist einer der bekanntesten Tessiner Architekten, hat aber weniger gebaut als seine Zeitgenossen Mario Botta, Livio Vacchini und Aurelio Galfetti. Snozzi ist emeritierter Architektur-Professor und unterhält ein kleines Büro in Locarno. Er ist Vater dreier Töchter.

CREDIT SUISSE · SORGENBAROMETER 2014

Von den Befragten sind 14 Prozent stolz auf die Landschaften in der Schweiz.

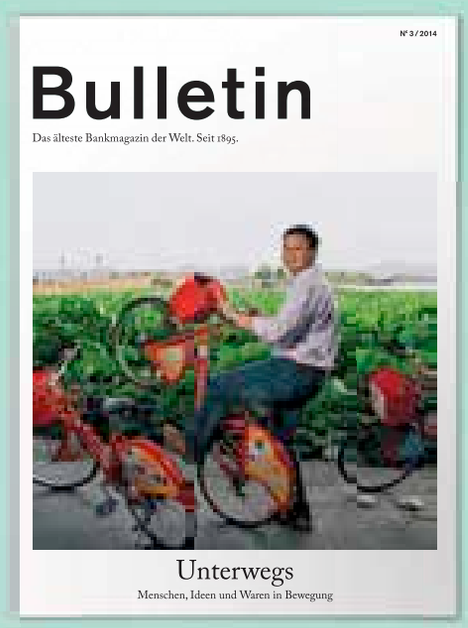
Fotos: Stefania Beretta (3); Gabriele Basilico

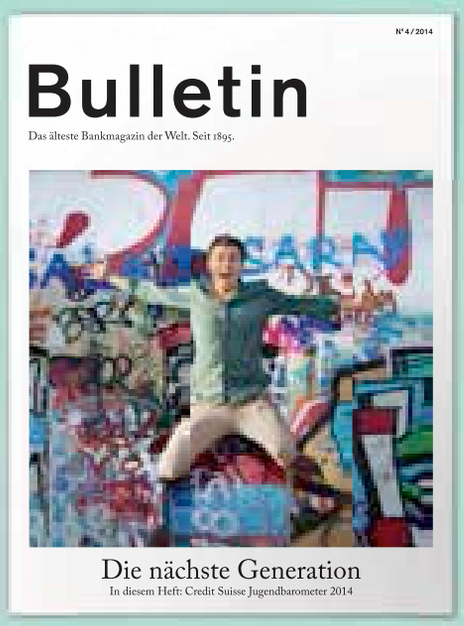
Im App Store

Die App «News & Expertise», mit dem neuen Bulletin und weiteren Publikationen, Artikeln und Videos der Credit Suisse.

Abonnieren Sie das Bulletin …







… oder bestellen Sie weitere Publikationen der Credit Suisse kostenlos unter **www.credit-suisse.com/shop** (Publikationenshop).

Elektronische Newsletter zu aktuellen Themen aus Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur und Sport sind unter **www.credit-suisse.com/newsletter/de** abonnierbar.

Frage 25 –

Wie retten wir die Sozialwerke?

Was braucht es aus Sicht der Wissenschaft, um AHV, Arbeitslosenkasse und Gesundheitsversorgung zu sichern? Die Antwort ist klar, aber schwierig umzusetzen: Es braucht einen klugen Umbau der Sozialwerke in Richtung sozialer Investitionspolitik. *Von Silja Häusermann*



Wer bezahlt meine Rente? Junge Menschen haben keine politische Lobby.

Jedes Jahr rangieren die Sorgen um die Stabilität der Sozialwerke auf den Spitzenplätzen des Credit Suisse Sorgenbarometers. Angesichts der beständig tiefen Arbeitslosenzahlen in der Schweiz, der vergleichsweise grosszügigen Leistungen der wichtigsten Sozialversicherungen und des ausgeglichenen Finanzhaushaltes der Sozialwerke (BSV 2013) mag dies auf den ersten Blick erstaunen. Trotzdem reflektieren diese Sorgen die bedeutenden ökonomischen und demografischen Herausforderungen, mit denen sich alle Sozialstaaten westlicher Demokratien konfrontiert sehen: schwache wirtschaftliche Dynamik, tiefe Geburtenraten und eine steigende Lebenserwartung bei gleichzeitig verbreiteter politischer Skepsis gegenüber der Zuwanderung.

Die Kombination dieser Herausforderungen ergibt einen Kontext «permanenter Austerität» (Pierson 2001). In einfachen Worten: Das sozialpolitische Budget ist knapp, und es wird knapp bleiben. Daraus ergeben sich schwierige Fragen: Wie soll in Zeiten schwachen wirtschaftlichen Wachstums langfristig genügend Steueraufkommen generiert werden, um die grossen Lebensrisiken zu sichern? Falls das Geld nicht reicht: Wessen Risiken sind prioritär? Wer soll die Renten zukünftiger Generationen finanzieren? Wie lässt sich eine qualitativ gute Gesundheitsversorgung für alle sichern? Und wie lässt sich die Solidarität zwischen sozialen Schichten, Generationen und weiteren Risikogruppen erhalten?

Radikaler Abbau oder Blockade?

In der Sozialpolitikforschung hat lange die Frage dominiert, welches von zwei Szenarien in diesem aktuellen politischen Kontext wahrscheinlicher sei: ein radikaler Abbau von Sozialleistungen oder eine Reformblockade – quasi eine «Verkrustung» bestehender Sozialwerke. Für beide Szenarien gibt es einleuchtende theoretische Argumente: Für einen Abbau sprechen finanzielle Sachzwänge und eine Stärkung von Arbeitgeberinteressen gegenüber sozialpolitischen Forderungen. Gegen den Abbau spricht die grosse Popularität der Sozialwerke, die Politiker davon abhalten könnte, Leistungen zu reduzieren.

Die Forschung konnte bisher – sowohl für die Schweiz als auch für die anderen europäischen Sozialstaaten – keine empirischen Belege für das eine oder das andere Szenario finden. Die Schwierigkeit, in den bisher erfolgten Reformen ein erklärbares Muster zu erkennen, resultiert aus dem Umstand, dass die beiden Szenarien von Abbau oder Status-quo-Verteidigung den Raum der sozialpolitischen Reformoptionen nicht abdecken. Das ist gut so, denn weder ein radikaler Abbau noch eine Reformblockade würden zur langfristigen Stabilisierung – oder gar zur Rettung – der umfassenden sozialen Sicherheit führen.

Für wenige statt für alle

Der springende Punkt ist folgender: Sozialwerke können nicht nur ab- oder ausgebaut werden, sie können vor allem auch umgebaut werden, und zwar auf zwei Arten, eine kurzsichtige und eine weitsichtige. Die kurzsichtige Art des sozialpolitischen Umbaus besteht darin, dass bestehende Sozialwerke verteidigt und er-

Foto: Jan von Holleben

halten werden, aber nur mehr für einen limitierten Teil der Gesellschaft. Diese Reformoption wird in der Forschung mit dem Begriff «Dualisierung» von Sozialstaaten (Emmenegger et al. 2012) bezeichnet: grosszügige soziale Sicherheit für einen Kern von Insidern bei gleichzeitiger Marginalisierung einer wachsenden Gruppe von Sozialstaat-Outsidern. Konkret sieht das so aus, dass der Zugang zu den etablierten, regulären Sozialleistungen für bestimmte Gruppen eingeschränkt wird. In der Schweizer Reform der Arbeitslosenversicherung 2010, zum Beispiel, wurde der Zugang zu ALV-Leistungen für junge Arbeitnehmer und Wiedereinsteigerinnen

«Sozialwerke können nicht nur abgebaut oder ausgebaut werden. Sie können vor allem auch umgebaut werden.»

erschwert, während die Leistungen für die regulären Beschäftigten unangetastet blieben. Eingeschränkte, minimale Leistungen für atypisch Beschäftigte, Junge oder Ausländerinnen und Ausländer sind Beispiele solcher weit verbreiteten Dualisierungsreformen. Üblicherweise werden sie als «Stärkung des Versicherungsprinzips» (im Gegensatz zum Solidaritätsprinzip) bezeichnet, was nichts anderes bedeutet, als dass Personen, die mehr Beiträge bezahlen (weil sie höhere Einkommen haben), auch höhere Leistungen erhalten. Kurzfristig führt diese Reformstrategie durchaus zu einer Stabilisierung der Sozialwerke. Langfristig läuft man so Gefahr, die Grundlagen des sozialen Zusammenhalts zu untergraben und so die soziale Sicherheit insgesamt zu gefährden.

Gefragt: soziale Investitionspolitik

Eine andere Art des Umbaus ist langfristig stabiler, politisch jedoch um einiges schwieriger zu erreichen: Sie besteht in einer Stärkung sozialer Investitionspolitik. Soziale Investitionspolitik beruht auf der Idee, dass Sozialpolitik die Erwerbsfähigkeit der Bevölkerung unterstützen und steigern soll, statt ausschliesslich Einkommensausfälle zu kompensieren (Morel et al. 2012). Um die Altersvorsorge, Arbeitslosenunterstützung oder Gesundheitsversorgung langfristig zu sichern, braucht es heute Investitionen in Humankapital: Bildung ab dem frühen Kindesalter, Aus- und Weiterbildung auf allen Stufen. Dazu sind Strukturen zur Unterstützung der Erwerbstätigkeit nötig: Kinder- und Altenbetreuung, qualifizierende Aktivierung von Arbeitslosen, soziale Sicherheit von atypisch Beschäftigten.

Diese Investitionen müssen die gesamte Gesellschaft erfassen, um einerseits den sozialen Zusammenhalt zu fördern und anderseits langfristig die notwendigen ökonomischen Grundlagen zur Finanzierung der Sozialwerke zu schaffen. Die Ausrichtung der Schweizer Arbeitslosen- und Invalidenversicherung auf die Aktivierung Erwerbsloser oder zeitweise Erwerbsunfähiger geht in diese Richtung. Auch Reformbestrebungen zum Ausbau familienergänzender Kinderbetreuung oder zum Einschluss atypisch Beschäftigter in die berufliche Vorsorge gehören zur sozialen Investitionspolitik, sie kommen jedoch in der Schweiz nur schleppend voran.

Der Schlüssel zur langfristigen Sicherung der Sozialwerke liegt also in der Pflege und Aktivierung des Humankapitals. Fatalerweise ist jedoch gerade diese Reformoption wohl am schwierigsten umzusetzen. Einfacher zu erreichen sind Dualisierung, Abbau oder Status quo. Das liegt nicht zuletzt daran, dass die unmittelbaren, kurzfristigen Nutzniesser und Nutzniesserinnen dieser Politik – junge Menschen, atypisch Beschäftigte, schlecht oder falsch Qualifizierte, auch viele Frauen mit Teilzeitpensen – keine starke politische und wirtschaftliche Lobby haben im Vergleich zu Unternehmen und Arbeitgebern einerseits und den Interessen der Kernarbeitnehmerschaft anderseits.

Ein Ausbau der sozialen Investitionspolitik zusätzlich zu den bestehenden Sozialstaatsleistungen stösst daher oftmals auf politischen Widerstand. Und eine Verschiebung der Ressourcen von der Einkommenssicherung hin zu sozialer Investition tangiert die unmittelbaren Interessen der derzeitig gut Versicherten.

Erfahrungsgemäss gelingen solche Reformen (vor allem in der Schweiz) deshalb nur, wenn sich breite Koalitionen bilden, die bis zu einem gewissen Grad sowohl das rechte als auch das linke politische Lager umfassen – und es dadurch oftmals auch teilen (Häusermann 2010, Bonoli und Natali 2012). Gerade für solche breite Reformkoalitionen stellt aber die zunehmende Polarisierung der parteipolitischen Landschaft in der Schweiz ein ernsthaftes Problem dar – und damit auch für die langfristige Sicherung der Sozialwerke. □

Silja Häusermann ist Professorin für Politische Wissenschaften an der Universität Zürich. Für ihre Bücher und Studien, in denen sie Sozialstaaten in westlichen Ländern vergleicht, wurde sie mehrfach ausgezeichnet.

Literatur:

– Giuliano Bonoli und David Natali. «The Politics of the New Welfare State». Oxford, Oxford University Press 2012.
– BSV Bundesamt für Sozialversicherungen. «Schweizerische Sozialversicherungsstatistik». Bern 2013.
– Patrick Emmenegger, Silja Häusermann, Bruno Palier und Martin Seeleib-Kaiser. «The Age of Dualization. The Changing Face of Inequality in Deindustrializing Societies». Oxford, Oxford University Press 2012.
– Silja Häusermann. «The Politics of Welfare State Reform in Continental Europe. Modernization in Hard Times». New York, Cambridge University Press 2010.
– Nathalie Morel, Bruno Palier und Joakim Palme. «Towards a Social Investment Welfare State?». Bristol, Policy Press 2012.
– Paul Pierson. «The New Politics of the Welfare State». Oxford, Oxford University Press 2001.

CREDIT SUISSE · SORGENBAROMETER 2014

37 Prozent machen sich Sorgen um die AHV, nur Arbeitslosigkeit und Ausländerfragen werden als noch grössere Probleme angesehen.

CREDIT SUISSE Sorgenbarometer 2014



DIE INTERPRETATIONEN

Debatte
BIGLER (FDP) VS. ROSSINI (SP)
S. 61

Zukunft der Schweiz
VIEL OPTIMISMUS, ABER DIE RENTE MACHT SORGE
S. 69

Schweiz und Ausland
POLITISCHE OFFENSIVE GEWÜNSCHT
S. 70

DIE AUSWERTUNGEN

1 – DIE SORGEN DER SCHWEIZER
S. 54

2 – WIRTSCHAFTSLAGE
S. 57

3 – VERTRAUEN
S. 59

4 – DAS WESEN DER SCHWEIZ
S. 64

5 – GEFAHREN DER IDENTITÄT
S. 67



Die gesamte Umfrage steht zum Download bereit auf: www.credit-suisse.com/sorgenbarometer

Was bewegt die Schweizerinnen und Schweizer? Womit identifizieren sie sich, wem vertrauen sie? Seit beinahe 40 Jahren gibt das Credit Suisse Sorgenbarometer Antworten zur Stimmungslage der Nation.

Die repräsentative Umfrage wird seit 1976 erhoben und erlaubt somit eine aktuelle Temperaturmessung bei der Stimmbevölkerung sowie den Vergleich über die Jahre. Was sind die Hauptresultate der Ausgabe 2014? Nach wie vor ist die Arbeitslosigkeit die Hauptsorge der Schweizerinnen und Schweizer. Der Nationalbank bringen sie besonders grosses Vertrauen entgegen und die Neutralität betrachten sie als wichtigstes Identitätsmerkmal des Landes. Mit der Wirtschaftslage sind die Befragten, auch mit Blick in die Zukunft, zufrieden. Ambivalent ist hingegen das Verhältnis zu den in der Schweiz lebenden Ausländern und auch zur Europäischen Union. Selbstbewusst wünscht sich eine Mehrheit ein offensiveres Auftreten der Politiker auf internationaler Ebene.
Die wichtigsten Resultate des Sorgenbarometers sind in fünf Artikeln und zwei Spezialauswertungen zusammengefasst. In einer angeregten Diskussion besprechen Stéphane Rossini, kommender Nationalratspräsident, und Hans-Ulrich Bigler, Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbands, die Ergebnisse.

Die Redaktion

Die Umfrage: Im Auftrag und in Zusammenarbeit mit der Credit Suisse hat das Forschungsinstitut gfs.bern zwischen dem 28. Juli und dem 16. August 2014 eine repräsentative Umfrage bei 1010 Stimmberechtigten mit Wohnsitz in der Schweiz durchgeführt. Der statistische Stichprobenfehler liegt bei ±3,2 Prozent. Die wissenschaftliche Auswertung in den zwei Studien «Stimmberechtigte trauen der aktuell positiven Wirtschaftslage nicht so recht» (Credit Suisse Sorgenbarometer 2014) und «Beziehung und Abgrenzung zur EU als Treiber der Schweizer Identität» (Credit Suisse Identitätsbarometer 2014) erfolgte durch ein Projektteam mit Claude Longchamp, Lukas Golder, Martina Imfeld, Thomas Milic, Stephan Tschöpe, Meike Müller, Philippe Rochat, Cloé Jans und Johanna Schwab.

Die Auswertungen für das Bulletin erfolgten durch Andreas Schiendorfer *(schi)*.

Illustriert wurde das Sorgenbarometer von QuickHoney.

1 – DIE SORGEN DER SCHWEIZER

Was uns beschäftigt



Der Sorgenkanon der Bevölkerung ist breiter geworden, aber die Arbeitslosigkeit bleibt unangefochten die grösste Sorge. Daneben bereitet vielen die Ausländerfrage Sorge.

› Fortsetzung Seite 56

In Klammern Vergleich zum Vorjahr in Prozentpunkten

Abb. 1: HAUPTSORGEN DER SCHWEIZER BEVÖLKERUNG

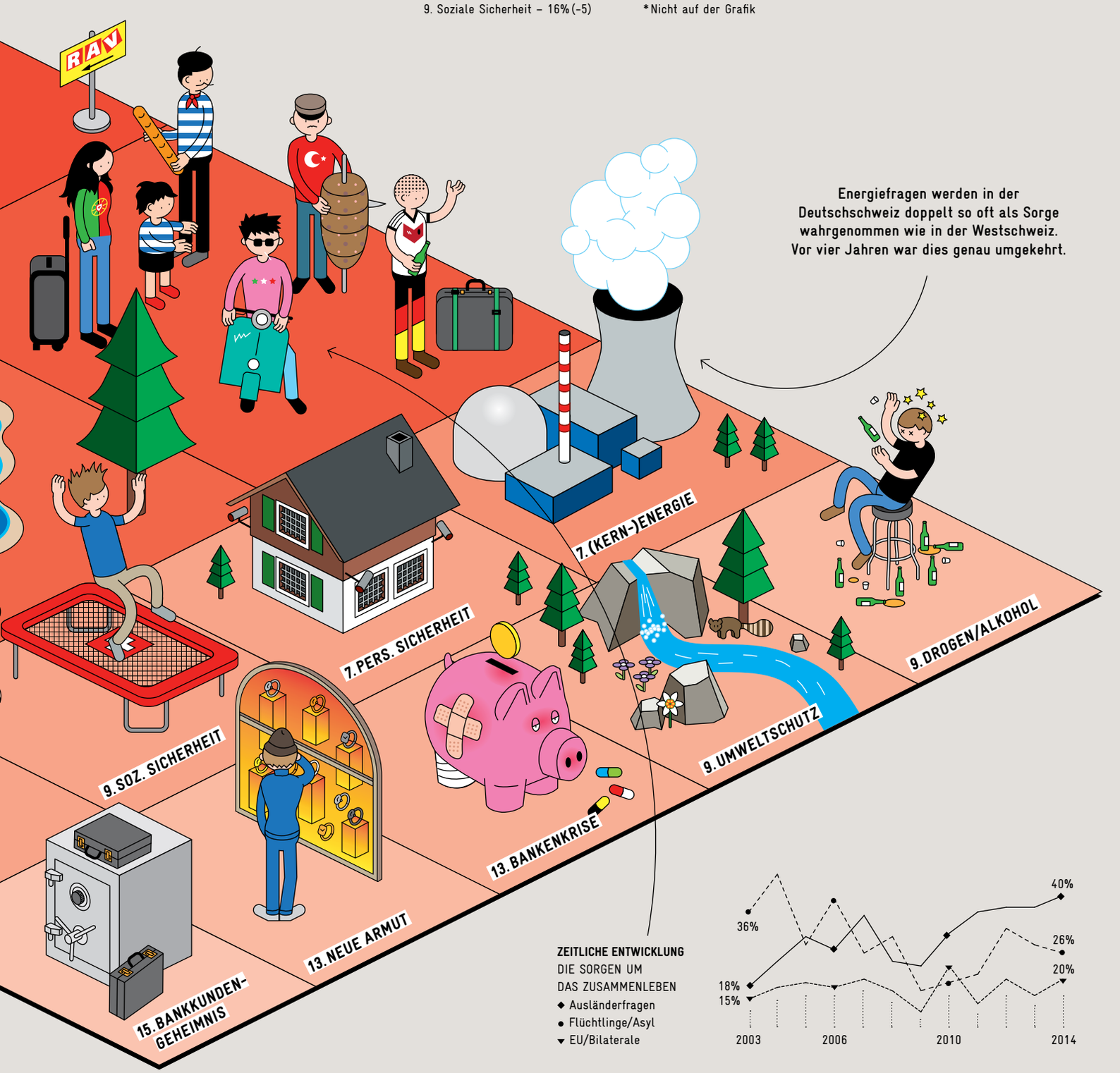
DIE RANGLISTE

«Legen Sie bitte von allen Kärtchen jene fünf heraus, die Sie persönlich als die fünf wichtigsten Probleme der Schweiz ansehen.»

WEIT ÜBER **1/3** der Bevölkerung ist sich einig bei allen drei Hauptproblemen der Schweiz.

1. Arbeitslosigkeit – 51% (+7)
2. Ausländerfragen – 40% (+3)
3. AHV/Altersvorsorge – 37% (+8)
4. Flüchtlinge/Asyl – 26% (–2)
5. Gesundheit/Krankenkassen – 23% (+2)
6. EU/Bilaterale – 20% (+4)
7. (Kern-)Energie – 17% (–2)
7. Persönliche Sicherheit – 17% (–7)
9. Soziale Sicherheit – 16% (–5)
9. Eurokrise/Eurokurs – 16% (+1)
9. Drogen/Alkohol – 16% (+2)
9. Umweltschutz – 16% (–)
13. Bankenkrise – 14% (+3)
13. Neue Armut – 14% (–4)
15. Bankkundengeheimnis – 12% (–)
15. Verkehr/Neat – 12% (–1)*

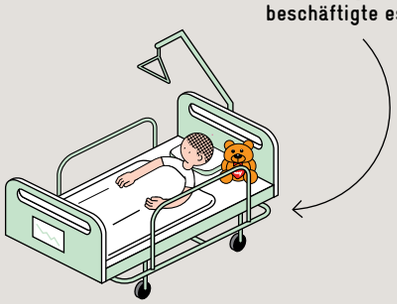
*Nicht auf der Grafik



Energiefragen werden in der Deutschschweiz doppelt so oft als Sorge wahrgenommen wie in der Westschweiz. Vor vier Jahren war dies genau umgekehrt.

ZEITLICHE ENTWICKLUNG
DIE SORGEN UM DAS ZUSAMMENLEBEN
◆ Ausländerfragen
● Flüchtlinge/Asyl
▼ EU/Bilaterale

Gesundheitswesen: nur noch für 23% eine Sorge – 2001 beschäftigte es 64%.



Für 51 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer ist klar: Die Arbeitslosigkeit gehört zu den fünf wichtigsten Problemen des Landes. Sie ist – wie immer seit 2003 – die helvetische Hauptsorge (im Vergleich zum Vorjahr: +7 Prozentpunkte). Man kann sich fragen, ob es hier eigentlich um eine nationale Solidaritätsbekundung geht, denn die Sicherheit der eigenen Stelle spielt nur eine untergeordnete Rolle. Lediglich 7 Prozent befürchten nämlich den Verlust ihres Arbeitsplatzes im Laufe des nächsten Jahres, und nur 14 Prozent stufen ihre Arbeitsstelle generell als eher oder gar nicht sicher ein. Doch die Sorge um die Arbeitslosigkeit hat auch eine reale Grundlage: Im Langzeitvergleich lässt sich zeigen, dass eine hohe Korrelation besteht zwischen tatsächlicher Arbeitslosenquote und der Wahrnehmung von Arbeitslosigkeit als Sorge. Von Rekordmarken wie in den Jahren 1993 (89% – Arbeitslosigkeit 4,5%) oder zuletzt 2010 (76% – 3,9%) ist man allerdings trotz einer gewissen Korrektur des letztjährigen Tiefwerts noch weit entfernt, obwohl die Arbeitslosenquote mit 3 Prozent recht hoch ist.

Hoher Ausländeranteil schürt Ängste

Wiederum an zweiter Stelle, diesmal mit 40 Prozent, liegen die Sorgen um die Ausländerinnen und Ausländer, die wohl im Zusammenhang mit der Volksinitiative «Gegen Masseneinwanderung» weiter an Bedeutung gewannen (+3 pp). Ähnlich wie bei der Arbeitslosenquote lässt sich auch hier eine Korrelation mit realen Begebenheiten zeigen: Ist der Ausländeranteil hoch (derzeit bei 23,8 Prozent, bei den 20- bis 39-Jährigen sogar 33,2 Prozent), geben mehr Befragte an, dass sie dieses Thema beschäftigt.

Eine besondere Kategorie Ausländer stellen – an vierter Stelle – die Asylsuchenden dar. Nach wie vor werden sie von 26 Prozent der Bevölkerung als Problem wahrgenommen (-2 pp). Dies ist zwar ein hoher Wert, doch nicht vergleichbar mit Spitzenwerten wie 2004 (45%). Und auch hier lässt sich die Sorge mit einer Kennzahl verknüpfen: Sie steigt und fällt parallel mit der tatsächlichen Anzahl an Asylgesuchen in der Schweiz.

AHV und Gesundheit bleiben relevant

Auf dem dritten Platz liegt als weiterer Sorgen-Dauerbrenner die AHV. 37 Prozent beschäftigt die Altersvorsorge. Vermutlich machen sich viele der Befragten Sorgen, wie gut ihre Rente gesichert ist. In der Deutschschweiz ist das Problembewusstsein um die Altersvorsorge etwas höher als in der Romandie, bei den über 70-Jährigen (55%) klar stärker als bei den unter 30-Jährigen (33%).

Das Gesundheitswesen wird, an fünfter Stelle liegend, lediglich noch von 23 Prozent der Bevölkerung als Sorge bezeichnet (+2 pp). Das war bei einem Spitzenwert von 64 Prozent im Jahr 2001 noch völlig anders, doch die zwischenzeitlich erfolgreiche Bekämpfung des Anstiegs der Krankenkassenprämien könnte für Entspannung gesorgt haben. Es wird interessant zu beobachten sein, wie sich dieser Wert nächstes Jahr verändert, wenn die Prämien wieder stärker angestiegen sind.

Hinter der Sorge um die Beziehungen zur Europäischen Union (20%) liegen im breiten Mittelfeld des Sorgenkanons sechs Phänomene, die von rund einem Sechstel der Bevölkerung (17 respektive 16%) als Sorge wahrgenommen werden. Neben der Drogen- und Alkoholsucht und dem Eurokurs sind dies zwei Themenpaare: Kontinuierlich abgenommen haben die Werte für die persönliche und die soziale Sicherheit. Umgekehrt haben seit 2009 der Umweltschutz und Energiefragen an Relevanz gewonnen, aktuell jedoch sind beide leicht zurückgegangen.

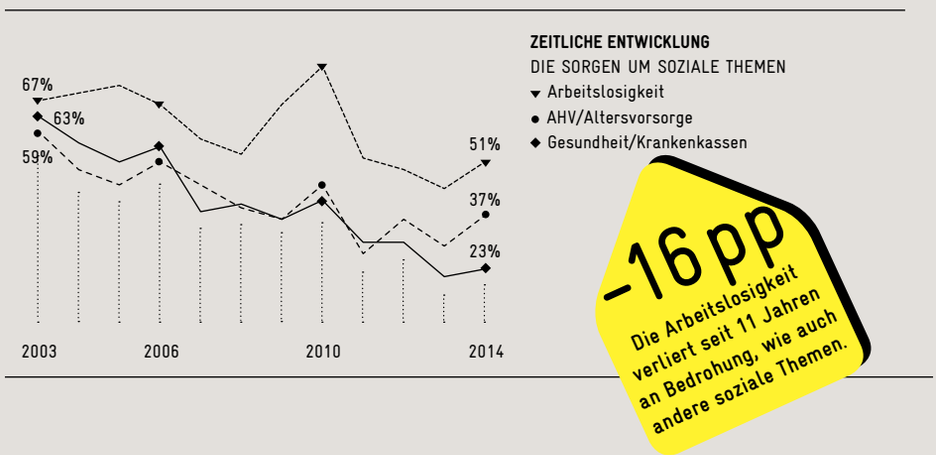
Romandie vs. Deutschschweiz

Im Vergleich der Sprachgruppen lassen sich in vier Bereichen relativ deutliche Unterschiede ausmachen: In der Romandie werden die Arbeitslosigkeit und die Ausländer viel stärker als Problem wahrgenommen als in der Deutschschweiz. Dort trifft dies dafür auf Fragen der Energiepolitik und der Altersvorsorge zu.

Die geschlechtsspezifischen Unterschiede sind in den meisten Bereichen minim: Man kann aber sagen, dass sich Frauen besonders stark um die Altersvorsorge und das Gesundheitswesen sorgen.

Betrachtet man die verschiedenen Siedlungsgruppen – also wo die Befragten leben –, so macht sich die Landbevölkerung mehr Gedanken über Arbeitslosigkeit, Asylwesen und Eurokrise als die Agglomerationen und die Grossstädte.

Alles in allem sind die gruppenspezifischen Unterschiede jedoch nur selten grösser als die statistische Fehlerquote. Daraus lässt sich schliessen, dass in der Schweiz ein ziemlich einheitliches Problembewusstsein besteht – und dieses, wie gesehen, meist mit realen Tatsachen verlinkt ist. Diese Erkenntnis stellt eine gute Basis für politische Diskussionen dar. *(schi)* □



2 – WIRTSCHAFTSLAGE

Der Himmel ist fast wolkenlos

Die Schweizer sind mit ihrer eigenen Wirtschaftssituation zufrieden, allerdings sinkt die gute Stimmung bei den einkommensstarken Schichten. Für die künftige Konjunkturentwicklung herrscht moderater Optimismus vor.

Die wirtschaftliche Zuversicht ist am höchsten in der Innerschweiz.



Die Schweizerinnen und Schweizer sind mit ihrer eigenen Wirtschaftslage sehr zufrieden. Lediglich 6 Prozent stufen sie als schlecht ein, hingegen 60 Prozent (+4 pp) als gut oder sogar sehr gut. Ein höherer Wert wurde letztmals 2000 verzeichnet.

Der Grad der Zufriedenheit ist – wenig überraschend – abhängig vom Einkommen: Je höher der Lohn, desto optimistischer der Blick auf die eigene Situation. Doch gerade bei den besonders gut Verdienenden (Einkommen über 9000 beziehungsweise über 7000 Franken) nimmt die gute Laune ab: In dieser Gruppe ist der Anteil mit einer positiven Einschätzung in den letzten zwei Jahren von 73 auf 65 Prozent respektive von 67 auf 62 Prozent geschrumpft. Eine Erklärung für diese Tendenz könnte die wachsende steuerliche Belastung sein.

Von jenen Schweizern, die weniger als 3000 Franken verdienen, stufen immerhin noch 35 Prozent (+4 pp) ihre Situation als gut oder sehr gut ein.

Schaffhauser Wirtschaftspessimismus

In geografischer Hinsicht ist die wirtschaftliche Zufriedenheit in der Innerschweiz am höchsten, an der Spitze steht der Kanton Luzern. Hier beurteilen 71 Prozent ihre aktuelle Wirtschaftssituation positiv, und immerhin 11 Prozent glauben, dass es ihnen im nächsten Jahr noch besser gehen wird. Dass diese Einschätzung in der lateinischen Schweiz, insbesondere im Jura, generell tiefer ist als im Durchschnitt, erstaunt nicht, angesichts einer höheren Arbeitslosenquote von 4,3 Prozent im Vergleich zu 3,0 Prozent im Landesdurchschnitt (August 2014).

Aber auch in Schaffhausen, wo die strukturellen Probleme eines Kleinkantons trotz einer durchschnittlichen Arbeitslosenquote immer deutlicher zutage treten, kann man von so etwas wie einem «Wirtschaftspessimismus» sprechen: Nur 46 Prozent stufen ihre aktuelle Wirtschaftslage als gut oder sehr gut ein, und lediglich 5 Prozent versprechen sich vom kommenden Jahr eine Verbesserung. Im Landesdurchschnitt sind es 18 Prozent. Dies ist zwar etwas weniger als im Vorjahr (–4 pp), aber doch noch mehr als im langjährigen Durchschnitt. Dem stehen 7 Prozent (+1 pp) gegenüber, die befürchten, dass es ihnen in Zukunft weniger gut gehen wird.

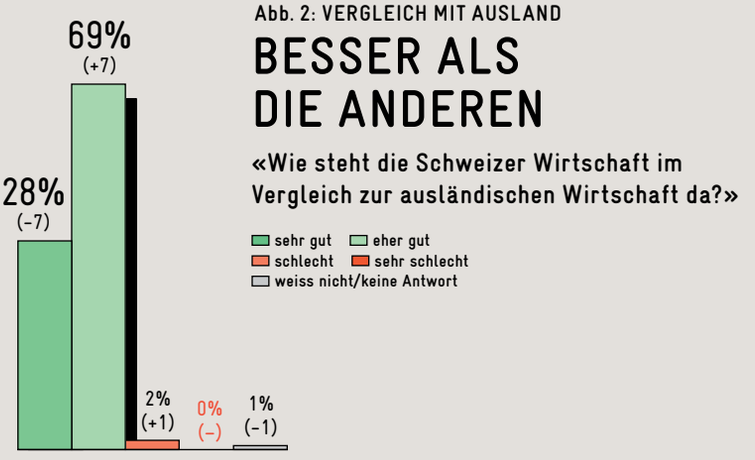
Die generelle Situation der Schweizer Wirtschaft wird im Vergleich zum Ausland von 97 Prozent als eher gut oder sehr gut eingestuft. Damit wurde der Rekordwert vom Vorjahr egalisiert; ›

97% ziehen einen positiven Vergleich zwischen der hiesigen und der Wirtschaft im Ausland.

Abb. 2: VERGLEICH MIT AUSLAND

BESSER ALS DIE ANDEREN

«Wie steht die Schweizer Wirtschaft im Vergleich zur ausländischen Wirtschaft da?»



In Klammern Vergleich zum Vorjahr in Prozentpunkten

mit der kleinen Einschränkung, dass der «sehr gut»-Anteil um 7 Prozentpunkte auf 28 Prozent zurückgegangen ist.

18 Prozent (+2 pp) der Befragten sind der Meinung, dass sich die allgemeine wirtschaftliche Situation im Laufe der letzten 12 Monate verbessert hat, für 63 Prozent (+7 pp) ist sie gleich geblieben. Nur noch 17 Prozent (–8 pp) stellen eine Verschlechterung fest. Damit ist gewissermassen eine gefühlte wirtschaftliche Balance gegeben. Diese Analyse fiel letztmals im Jahr 2007, also vor dem Ausbruch der Finanz- und Wirtschaftskrise, positiver aus.

Es wird – ein bisschen – besser

Der Blick in die Zukunft war ebenfalls letztmals im Jahr 2007 besser; ein Indiz dafür, wie überraschend damals der wirtschaftliche Einbruch kam. Momentan glauben 20 Prozent (–1 pp), dass sich die Konjunktur positiv entwickeln wird, 62 Prozent (+5 pp) sind der Meinung, dass sie gleich bleibt. Eine Verschlechterung der allgemeinen wirtschaftlichen Lage befürchten wie im Vorjahr 15 Prozent.

Fazit: In der Schweizer Bevölkerung herrscht ein überraschend grosser Wirtschaftsoptimismus vor. Dieser Stimmungslage entspricht, dass zwar lediglich 7 Prozent der Befragten die Wirtschaftsentwicklung als eine der fünf Hauptsorgen des Landes ansehen (2012 hatten noch 35 Prozent eine Wirtschaftskrise wahrgenommen), aber doch 95 Prozent das wirtschaftliche Wachstum weiterhin als wichtiges politisches Ziel definieren. Das könnte bedeuten, dass man an die Schweizer Wirtschaft glaubt, gleichzeitig aber die Politik in die Pflicht nehmen will, damit sie die Rahmenbedingungen für Unternehmen verbessert. *(schi)* □

Abb. 3: PERSÖNLICHE WIRTSCHAFTLICHE LAGE

GEHT GUT, WIRD NOCH BESSER

«Was würden Sie sagen, wie es Ihnen wirtschaftlich gesehen im Moment geht? Und in der Zukunft?»

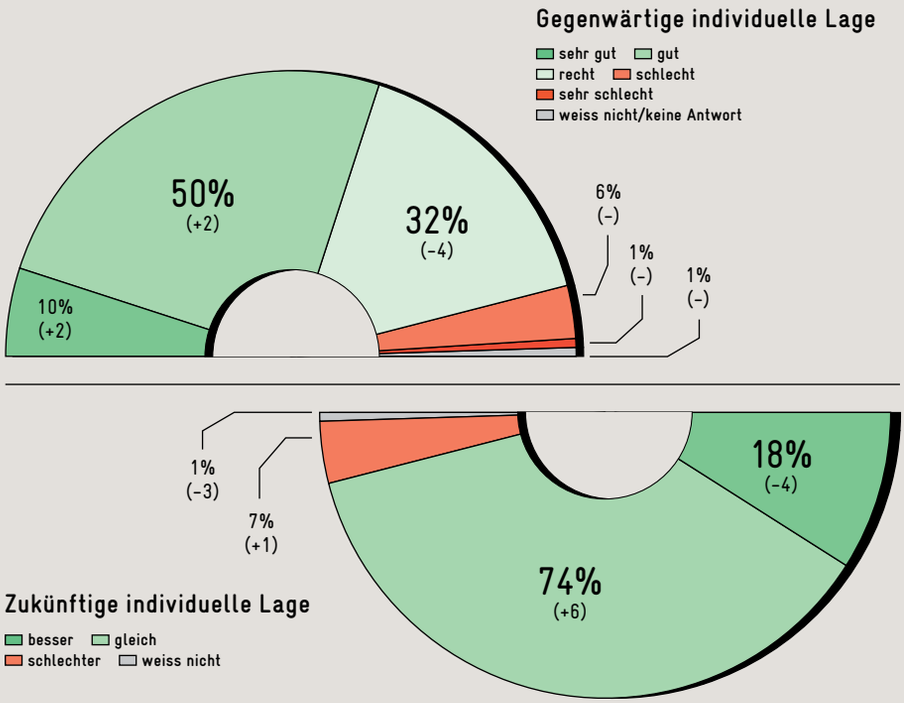
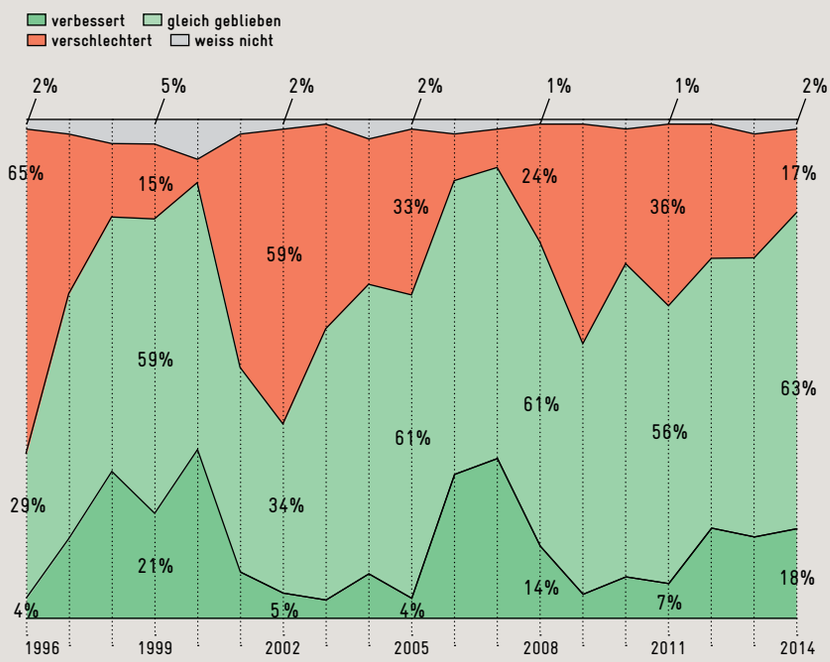


Abb. 4: ALLGEMEINE WIRTSCHAFTLICHE LAGE

DIE SCHWEIZ IST IN FORM

«Wie hat sich Ihrer Ansicht nach die allgemeine Wirtschaftslage der Schweiz in den vergangenen 12 Monaten entwickelt?»

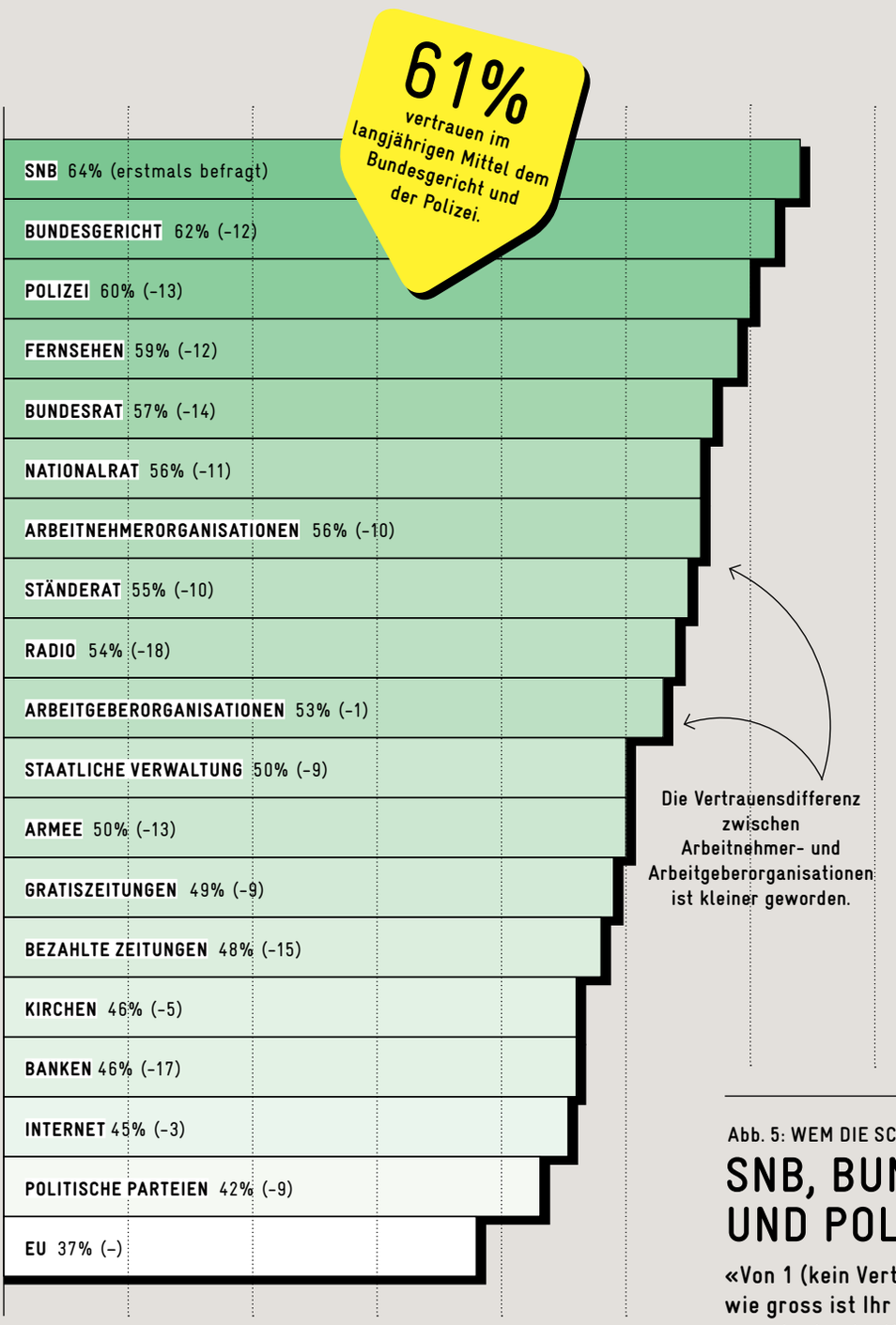


In Klammern Vergleich zum Vorjahr in Prozentpunkten

3 — VERTRAUEN

Institutionen, denen die Schweizer vertrauen

Die Vertrauensrangliste weist hohe Werte aus für die wichtigen nationalen Akteure, mit der Nationalbank gibt es einen neuen Spitzenreiter. Während die Wirtschaft aufgeholt hat, werden bezahlte Zeitungen als wenig glaubwürdig eingestuft.



An die Spitze der Vertrauenspyramide setzen die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger die Schweizerische Nationalbank (SNB). Dies hat vermutlich mit der Rolle der SNB in der Finanz- und Wirtschaftskrise zu tun, die von den Befragten gewürdigt wird. Mit minimem Abstand folgen die traditionellen Vertrauensträger Bundesgericht und Polizei. In ausländischen Studien findet man oft auch die Armee und die Kirche mit an der Spitze. In der Schweiz haben diese zwar ebenfalls stabile Vertrauenswerte, sie liegen jedoch deutlich hinter den politischen Gremien Bundesrat, National- und Ständerat zurück.

Beim Vergleich mit dem Vorjahr scheint auf den ersten Blick eine gewisse Ernüchterung einzusetzen, das Vertrauen in alle Institutionen und Akteure ist insgesamt rückläufig und liegt im Durchschnitt 9 Prozentpunkte tiefer als 2013. Letztes Jahr war allerdings ein einmaliges Hoch festzustellen; das generelle Vertrauen liegt momentan immer noch um 3 Prozentpunkte über jenem von 2012 und sogar 8 Prozentpunkte über dem langjährigen Mittel. ›

Abb. 5: WEM DIE SCHWEIZER VERTRAUEN

SNB, BUNDESGERICHT UND POLIZEI VORNE

«Von 1 (kein Vertrauen) bis 7 (grosses Vertrauen), wie gross ist Ihr persönliches Vertrauen in die hier vorgelegten Institutionen?»

Analysiert man die prozentuale Verschiebung zu 2013, so gibt es einen überraschenden Sieger: Die Europäische Union (+0 pp) konnte als einziger Akteur den starken Anstieg des Vorjahres bestätigen, auch wenn sie in der Vertrauensrangliste klares Schlusslicht ist. Als weitere relative Sieger sind die Arbeitgeberorganisationen sowie das Internet zu bezeichnen.

Gratiszeitungen liegen vorn

Die Medien werden in der Umfrage seit 2008 differenziert betrachtet, sodass sich das Bild langsam verfestigt. Das grösste Vertrauen genossen Radio und Fernsehen, bisher praktisch im Gleichschritt. Nun weist das Fernsehen erstmals einen signifikanten Vorsprung von fünf Prozentpunkten auf.

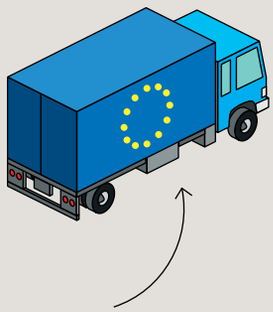
Mit recht deutlichem Abstand folgen die Zeitungen, wobei die Gratiszeitungen für manchen vielleicht etwas überraschend besser dastehen als die bezahlten Zeitungen, und das Resultat ist kein purer Zufall, denn das Ergebnis ist eine Wiederholung von 2009. Wie fast immer befindet sich das Internet am Ende der Mediengruppe. Der Rückstand ist allerdings kleiner geworden, dies vielleicht auch, weil die Nutzerinnen und Nutzer mittlerweile besser vertraut sind mit dem Internet.

Von den Wirtschaftsakteuren mussten die Banken, die letztes Jahr mit 63 Prozent Vertrauenszuspruch einen Höchstwert erreicht hatten, einen Rückschlag auf 46 Prozent in Kauf nehmen. Die Arbeitnehmerorganisationen (–10 pp) und die Arbeitgeberorganisationen (–1 pp) ihrerseits haben seit 2006 kontinuierlich an Vertrauen gewonnen. Der aktuelle Rückgang fällt da nicht allzu sehr ins Gewicht.

Zuverlässige Wirtschaft

Dass die Wirtschaft das verlorene Vertrauen langsam zurückgewonnen hat, manifestiert sich auch in der Antwort auf die Frage, ob man das Gefühl habe, die Wirtschaft beziehungsweise die Politik versage in entscheidenden Dingen. Die Antworten «selten/nie» widerspiegeln das Vertrauen der Bevölkerung: Knapp zwei Drittel der Bevölkerung meinen, sowohl die Politik als auch die Wirtschaft würden grundsätzlich zuverlässig arbeiten.

Während dieser Wert für die Politik eine Rekordmarke darstellt, stand die Wirtschaft zu Beginn des Millenniums noch etwas besser da, ehe man 2002 bis 2005 in eine eigentliche Vertrauenskrise schlitterte, die nun überwunden zu sein scheint. Die Vertrauensfrage bestätigt insgesamt die positive Einschätzung der Wirtschaftslage durch die Schweizerinnen und Schweizer. *(schi)* □

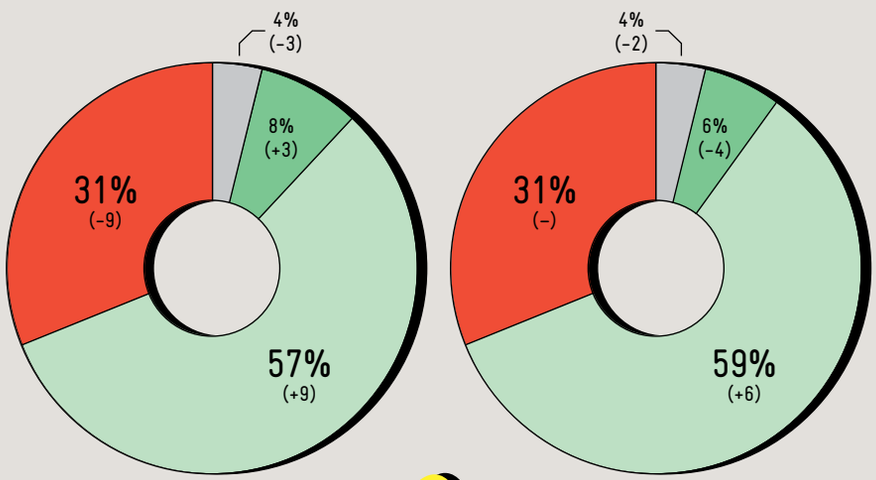


Am Ende der Vertrauensrangliste: die EU.

Abb. 6: VERSAGEN POLITIK UND WIRTSCHAFT

GUTE NOTEN

«Haben Sie das Gefühl, die Wirtschaft respektive die Politik versage in entscheidenden Dingen? Ist dies oft, selten oder nie der Fall?»



2/3 der Bevölkerung attestieren sowohl der Wirtschaft als auch der Politik, nie oder nur selten zu versagen, wenn es darauf ankommt.

In Klammern Vergleich zum Vorjahr in Prozentpunkten

Debatte

«WIR DÜRFEN DIE BILATERALEN NICHT GEFÄHRDEN» – «EINVERSTANDEN!»

Hans-Ulrich Bigler (FDP) und Stéphane Rossini (SP) diskutieren die wichtigsten Resultate des Credit Suisse Sorgenbarometers. Der Direktor des Gewerbeverbandes und der Nationalratspräsident sind sich nur selten einig.

Von René Buholzer und Simon Brunner



In den letzten Jahren hat der Stolz auf die Schweiz stetig zugenommen. «Wir verfügen über ein echtes Erfolgsmodell», sagt Hans-Ulrich Bigler, das stärke die Identifikation mit der Heimat (im Bild: Fussballfans in Norwegen bei der Qualifikation für die Weltmeisterschaft 2014).

Die Befragten sorgen sich am meisten um: 1. Arbeitslosigkeit, 2. Ausländerfragen und 3. AHV/Altersvorsorge. Wo orten Sie persönlich die wichtigsten Probleme des Landes?

Hans-Ulrich Bigler: Mit der «Altersreform 2020» stehen wir in den nächsten Jahren vor einer wesentlichen gesellschaftspolitischen Herausforderung. Für eine tragfähige Lösung scheint mir zentral, dass sich die zukünftigen Leistungen an den vorhandenen finanziellen Mitteln orientieren und nicht umgekehrt. Deshalb braucht es in den Sozialwerken dringend eine Schuldenbremse.

Stéphane Rossini: Die Verbesserung des Lebensstandards ist das wichtigste Anliegen der Bevölkerung, und damit auch für mich. Wie gut es uns geht, hängt zentral von der Qualität der Ausbildung ab, sie ermöglicht den Zugang zum Arbeitsmarkt. Gleichzeitig ist wichtig, wie sich Unternehmen bei Rationalisierungen verhalten, und andererseits, wie viele neue Arbeitsplätze sie schaffen. Eine weitere grosse Frage sehe ich bei Arbeitslosigkeit, Krankheit, Invalidität und beim Eintritt in den Ruhestand: Wie können wir in diesen Situationen den Lebensunterhalt garantieren?

Die Arbeitslosigkeit ist seit Jahren die grösste Sorge der Schweizerinnen und Schweizer, dieses Mal mit 51 Prozent: Warum beschäftigt das die Bevölkerung so stark, wo die Arbeitslosigkeit im internationalen Vergleich doch eher tief ist?

B: Ein Arbeitsplatzverlust wiegt für die Betroffenen schwer, damit wird das eigene Lebenskonzept infrage gestellt. Die Bedrohlichkeit dieses Szenarios dürfte eine wesentliche Rolle in der persönlichen Einschätzung spielen.

Das Verhältnis zu den Ausländern in der Schweiz wird in der Romandie problematischer wahrgenommen als in der Deutschschweiz. Wie lässt sich das erklären?

›

R: Vielleicht mit einer höheren Arbeitslosenquote in der Romandie, welche das Konkurrenzgefühl zu den ausländischen Arbeitskräften verschärft. Man muss aber auch darauf hinweisen, dass die Romands bei der Abstimmung zur Masseneinwanderung deutlich häufiger als die Deutschschweizer «Nein» eingelegt haben.

Die Schweiz hat eine lange Tradition in der Aufnahme von Flüchtlingen und Asylsuchenden. Sehen Sie diese im Hinblick auf die aktuellen gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen gefährdet, Stichworte: Ausschaffungsinitiative und Revision des Asylgesetzes?

B: Aus staatspolitischer Sicht tun wir gut daran, zur humanitären Tradition der Schweiz Sorge zu tragen. Trotzdem sind in der Bevölkerung Ängste auszumachen, die es ernst zu nehmen gilt. Eine schwierige Frage ist dabei die Unterscheidung zwischen tatsächlichen und Wirtschaftsflüchtlingen. Ein konsequenter Asylvollzug scheint mir ein wichtiger Lösungsansatz zu sein.
R: Ich sehe die Prioritäten anders: In einer stark von Individualismus geprägten Gesellschaft ist das Zusammenleben zu einer grossen Herausforderung geworden. Um die schweizerische humanitäre Tradition fortzusetzen, muss man vertieft aufklären und informieren. Es braucht eine Kultur der Öffnung und Solidarität. Nur so kann man vermeiden, dass unsere Gesellschaft im Egoismus versinkt.

Während die Identifikation mit der Wohngemeinde seit Jahren abnimmt, befindet sich das Zugehörigkeitsgefühl zur Nation Schweiz auf einem Höchstwert. Bröckelt die lokale Identität?



«DIE SCHWEIZ VERTEIDIGEN HEISST AN DER INTERNATIONALEN DISKUSSION TEILNEHMEN.»

STÉPHANE ROSSINI

R: Die Globalisierung und die hohe Mobilität der Bevölkerung bieten eine Erklärung für eine gewisse Identitätsverschiebung in Richtung der nationalen Identität. Man muss diese Entwicklung allerdings nuanciert sehen, denn eine weitere Identitätsgemeinschaft hat nicht an Bedeutung eingebüsst: der Kanton. Der Föderalismus ist und bleibt sowohl für die Bevölkerung als auch für die Behörden ein Eckpfeiler unseres nationalen Zusammenhalts.

Der «Stolz, Schweizer zu sein» hat über die letzten zehn Jahre kontinuierlich zugenommen, vor allem auch bei der politischen Linken. Ein Indiz dafür, dass ein neuer, identitätsstiftender Patriotismus entstanden ist?

R: Die Linke wurde in der Vergangenheit von den konservativen Kräften oft als nicht patriotisch angesehen, weil sie Werte wie die Öffnung und soziale Gerechtigkeit vertritt. Ein Irrtum. Wie Sie an den Resultaten des Sorgenbarometers ablesen können, ist das eine Verunglimpfung vonseiten der Rechten.
B: Lassen Sie mich eine andere Erklärung für den Nationalstolz anbieten: Vor dem Hintergrund der Finanzkrise, von der mit Ausnahme der Schweiz die ganze Eurozone betroffen ist, hat sich offenbar die Einsicht in der Bevölkerung gefestigt, dass wir über ein echtes Erfolgsmodell verfügen. Davon



Arbeitslosigkeit ist die Hauptsorge der Befragten, «wie können wir in dieser Situation den Lebensunterhalt garantieren?» ist eine der grossen Fragen der Schweiz für Stéphane Rossini (im Bild: Pendler in Luzern).

Fotos: Michael Buholzer / Reuters; PR

profitieren letztlich alle und es stärkt die Identifikation mit der Heimat. Wir dürfen stolz sein auf unser Land!

79 Prozent der Befragten – so viele wie noch nie – wünschen sich ein offensiveres Verhalten der Politik gegenüber dem Ausland. Was ist zu tun?

R: Die Schweiz verteidigen heisst an der internationalen Diskussion teilnehmen und aktiv die Spielregeln mitgestalten. Eine isolierte Schweiz kann nicht offensiv sein. Wir sind zwar reich, aber klein. Wir benötigen folglich in allen Bereichen die anderen: Bildung, Forschung, Wirtschaft. Über die Verteidigung unserer Interessen hinaus müssen wir uns aber auch offen und verantwortungsbewusst an globalen Angelegenheiten beteiligen.
B: Insbesondere der Bundesrat ist gefordert. Er sollte mehr Selbstbewusstsein zeigen gegenüber dem Ausland, wenn es darum geht, unsere Interessen mit Nachdruck zu vertreten.

Apropos Bundesrat: Gefragt nach dem künftigen Verhältnis zur EU, befürworten 50 Prozent den bilateralen Weg. Was bedeutet das für das Verhalten der Regierung gegenüber Brüssel?

B: Der Souverän hat sich gegen die Masseneinwanderung ausgesprochen und diese neue Verfassungsbestimmung gilt es nun umzusetzen. Gleichzeitig dürfen die bilateralen Verträge mit der EU nicht gefährdet werden.
R: Hier bin ich einverstanden! Der bilaterale Weg ist derzeit die einzige mögliche Perspektive, darum engagiert sich der Bundesrat aktiv für die Stärkung eines bilateralen Vorgehens. In der Schweiz müssen wir aber auch einsehen, dass die EU ihre eigenen Grundregeln und Prinzipien besitzt, deren Verteidigung legitim ist, Stichwort: Personenfreizügigkeit.
B: Man sollte den Bundesrat in Ruhe diese schwierigen Verhandlungen führen lassen. Dass momentan ständig neue Lösungsvorschläge eingeschossen werden, ist sicher nicht zielführend.

Nur 15 Prozent der Befragten finden, die allgemeine wirtschaftliche Lage werde sich in den kommenden 12 Monaten verschlechtern. 2011 waren es noch 41 Prozent. Teilen Sie den Optimismus der Befragten, dass sich die Wirtschaft derart positiv entwickeln wird?

R: Optimismus war schon immer ein ausgezeichneter Indikator. Er bildet den Motor des individuellen und des kollektiven Engagements. Er beeinflusst Innovation und Kreativität. Er erweist sich als wesentlicher Stabilitätsfaktor. Den politischen und wirtschaftlichen Akteuren obliegt es, nicht ständig Angst zu schüren: Sie sollten nicht Positionen und Meinungen vertreten, welche die sozialen Fortschritte der öffentlichen Hand infrage stellen.
B: Eine starke Konjunktur ist nicht einfach garantiert. Wir müssen Sorge tragen zu den wirtschaftspolitischen Rahmenbedingungen und unseren Standortvorteilen.



«DER BUNDESRAT SOLLTE MEHR SELBSTBEWUSSTSEIN ZEIGEN.»

HANS-ULRICH BIGLER

Initiativen wie diejenige zur Abschaffung der Pauschalbesteuerung können zu Steuerausfällen in Millionenhöhe führen und stellen die Solidarität zwischen Stadt und Land in Frage. Aber auch die linke Forderung nach einer Erbschaftssteuer gefährdet Arbeitsplätze in den KMU massiv, weil Tausende von Nachfolgelösungen infrage gestellt werden.

Blenden wir zum Schluss Wirtschaft und Politik aus – was sind die zwischenmenschlichen Qualitäten, welchen wir Schweizer mehr Bedeutung zukommen lassen sollten?

B: Für mich steht das tägliche Zusammenleben in der Familie und im nächsten Umfeld im Zentrum. Gegenseitige Unterstützung und Hilfsbereitschaft führt zu mehr Lebensqualität, Zufriedenheit und einem sozialen Ausgleich fernab von unerwünschten Staatseingriffen.
R: Respekt, Toleranz und Solidarität sind die wesentlichen Qualitäten und Werte, um den sozialen Zusammenhalt und den Wohlstand des Landes zu gewährleisten. Dies sind die Erfolgsfaktoren für das Zusammenleben, den Wohlstand … und unser Glück!

HANS-ULRICH BIGLER (FDP), 56, ist Direktor des Schweizerischen Gewerbeverbandes und Vorstandsmitglied im Hauseigentümerverband des Kantons Zürich. Zuvor war er während elf Jahren Direktor des Unternehmerverbandes der Schweizer Druckindustrie, Viscom. Der Freisinnige wohnt in Affoltern am Albis ZH und hat drei Kinder.

STÉPHANE ROSSINI (SP), 51, ist Nationalratspräsident 2015 und somit formell der höchste Schweizer für ein Jahr. Der Walliser ist Sozialwissenschafter und arbeitet an den Universitäten Genf und Neuenburg, er hat zwei Kinder.

Foto: PR

4 – DAS WESEN DER SCHWEIZ

Was uns ausmacht

AUF RANG **1** liegt die Neutralität, sie führt auch die Rangliste von Dingen der Politik an, auf die wir stolz sind (siehe nächste Seite).



Abb. 7: WER WIR SIND

DIE RANGLISTE

«Sagen Sie mir bitte drei Dinge, wofür die Schweiz für Sie persönlich steht.»

1. Neutralität – 20% (+7)
2. Sicherheit/Frieden – 18% (–10)
2. Heimat/Heimatland – 18% (+5)
4. Landschaft – 14% (–1)
5. Berge/Alpen – 11% (+5)
6. Schokolade – 9% (+1)
6. Käse – 9% (+3)
8. Demokratie – 8% (+2)
9. Sozialstaat/Solidarität – 7% (–1)
9. Mitspracherecht – 7% (+4)
9. Qualitätsbewusstsein – 7% (–)
9. Patriotismus – 7% (+3)
9. Tradition – 7% (+1)
9. Gutes Schulsystem/Bildungsniveau – 7% (–)
15. Freiheit/Meinungsfreiheit – 6% (–3)
15. Unabhängigkeit – 6% (+1)*
15. Ordnung/Sauberkeit – 6% (–)*
15. Präzision – 6% (–2)*

* Nicht auf der Grafik

In Klammern Vergleich zum Vorjahr in Prozentpunkten

Die Schweiz ist mehr als die Summe ihrer Klischees. Traditionsreiche politische Eigenheiten, aber auch die erfolgreiche Wirtschaft stiften eine Identität, auf die man so stolz ist wie noch nie.



Eine Schweiz ohne Mitspracherecht ist für 7 Prozent der Bevölkerung undenkbar.

Der Nationalstolz erreicht in der Schweiz ein Rekordhoch. 90 Prozent der Befragten sind sehr oder zumindest eher stolz, Schweizer zu sein. Dies sind 4 Prozentpunkte mehr als in den beiden Vorjahren und 17 Prozentpunkte mehr als vor zehn Jahren. In den ländlichen Gebieten (96%) und in den mittleren Agglomerationen (94%) ist der Nationalstolz besonders weit verbreitet, in den grossen Agglomerationen (82%) ist man etwas zurückhaltender.

Der Anstieg ist vor allem auf die politisch in der Mitte stehenden Stimmbürgerinnen und Stimmbürger zurückzuführen (52% sehr stolz, +20 pp). Zugenommen hat der ausgeprägte Stolz auf die Landeszugehörigkeit aber auch im linken Lager (33%, +3 pp), während rechts (54%, –7 pp) auf sehr hohem Niveau ein Rückschlag eintrat.

Auf die offen gestellte Frage, welche drei Eigenschaften das Wesen der Schweiz ausmachten, kam eine breite Auswahl von Antworten: Die meisten Stimmen erhielt die Neutralität mit 20 Prozent (+7 pp), vor dem letztjährigen Spitzenreiter Sicherheit/Frieden (18%, –10 pp) sowie der Heimat (18%, +5 pp), einem Begriff, den man so in der französischsprachigen Schweiz nicht kennt: Für das germanische Wort «Heimat» findet sich in den wenigsten Sprachen eine bedeutungsgetreue Übersetzung. Hoch im Kurs stehen auch die Landschaft mit 14 Prozent (–1 pp) und die Berge mit 11 Prozent (+5 pp).

Kühe und ihre Glocken

Danach kommen mit Schokolade und Käse zwei traditionelle Qualitätsprodukte (je 9%), dann die Demokratie (8%) und nicht weniger als zehn verschiedene Charakteristika mit 7 oder 6 Prozent: Sozialstaat/Solidarität, direkte Demokratie, Qualitätsbewusstsein, Patriotismus, Tradition, gutes Schulsystem/Bildungsniveau, Freiheit/Meinungsfreiheit, Unabhängigkeit, Sauberkeit und Präzision. Genannt werden aber auch Kühe und ihre Glocken (3%), Tell und der Rütlischwur (5%), das gute Verkehrsnetz, SBB/Post sowie der Tourismus (je 2%). Die humanitäre Hilfe und die Banken (je 4%) sind früher höher bewertet worden. Ein Finanzpaket, zu dem auch der Finanzplatz und das Bankkundengeheimnis zählen, käme mit 8 Prozent auf Platz 8 zu liegen.

Stolz auf Politik und Wirtschaft

Mehr Konturen erhält das Bild, wenn man wissen möchte, auf welche politischen Merkmale die Befragten sehr oder ziemlich stolz sind. Hier liegen die Neutralität und die Unabhängigkeit (je 96%) vier Prozentpunkte vor den Volksrechten und fünf Prozentpunkte vor dem Zusammenleben der Sprachregionen. Auf die Bundesverfassung sind 90 Prozent der Stimmberechtigten stolz, auf den Föderalismus 86 Prozent. Danach folgen mit Abstand die Sozialpartnerschaft, die Konkordanz und das Milizsystem (siehe Abb. 8).

Auf die Uhrenindustrie (96%), die starken Marken im Ausland und den internationalen Qualitätsruf (je 95%) sowie die erfolgreichen KMU und die Maschinenindustrie (je 94%) sind die Schweizer in Sachen Wirtschaft besonders stolz. Hohe Werte erreichen aber auch die Forschung (91%), die Innovationskraft und die Pharmaindustrie (je 89%). Weiter folgen mit grösserem Abstand die Service-public-Unternehmen, die internationalen Konzerne in der Schweiz, der Finanzplatz sowie das Bankkundengeheimnis. ›

Ähnliche Begriffe stehen zur Auswahl, wenn es um die politischen und wirtschaftlichen Stärken des Landes geht. Hier liegen die Bildung (38%, –8 pp), das Mitspracherecht (35%, +2 pp) und die Neutralität (33%, –14 pp) an der Spitze. Es folgen der Föderalismus (32%), das Zusammenleben der Kulturen (31%), der in der Schweiz herrschende Frieden (28%) sowie soziale Sicherheit, Stabilität und Gesundheitswesen (je 26%). Bei insgesamt 23 zur Verfügung stehenden Begriffen rangiert auch noch die Schweizer Qualität (24%) in den Top Ten.

Der grösste Unterschied in den Sprachregionen findet sich bei den Mitspracherechten, die in der deutschsprachigen Schweiz (41%) deutlich höher gewichtet werden als in der Romandie (22%). Dreimal gibt es einen Mini-Röstigraben (7 pp): die Neutralität wird in der Deutschschweiz eher als Stärke angesehen, in der Romandie dafür das Zusammenleben der Kulturen und die Schweizer Qualität.

Sonderfall Neutralität

Im Vorjahresvergleich haben sich der Föderalismus (+20 pp), die Pharmaindustrie (+9 pp auf 19%) sowie das Zusammenleben der Kulturen (+8 pp) am deutlichsten verbessert. Klar verloren haben die Schweizer Qualität (–7 pp), die bis 2011 stets an der Spitze lag, die Bildung (–8 pp) sowie die Ordnung/Sauberkeit (–10 pp).

Aufschlussreich ist die Beurteilung der Neutralität: Zwar wird sie von 20 Prozent als wesentliches Merkmal der Schweiz angesehen (Platz 1), und 96 Prozent sind stolz auf sie. Aber sie wird – vielleicht wegen der schwindenden Akzeptanz im Ausland? – nur noch von einem Drittel als Stärke eingestuft. *(schi)* □

Abb. 8: STOLZ AUF DINGE DER SCHWEIZERISCHEN POLITIK

NEUTRALITÄT UND UNABHÄNGIGKEIT VORNE

«Gibt es bestimmte Merkmale, auf die Sie in der schweizerischen Politik sehr oder ziemlich stolz sind?»

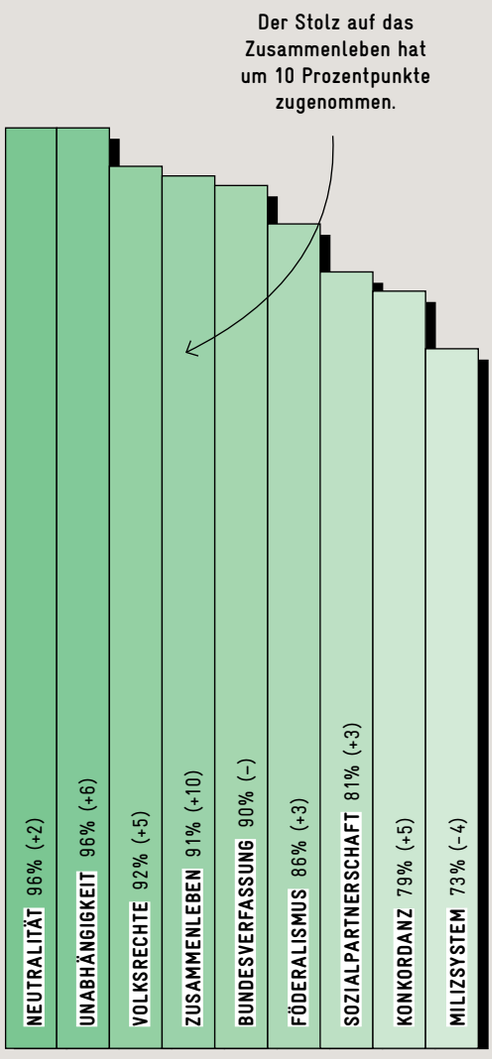
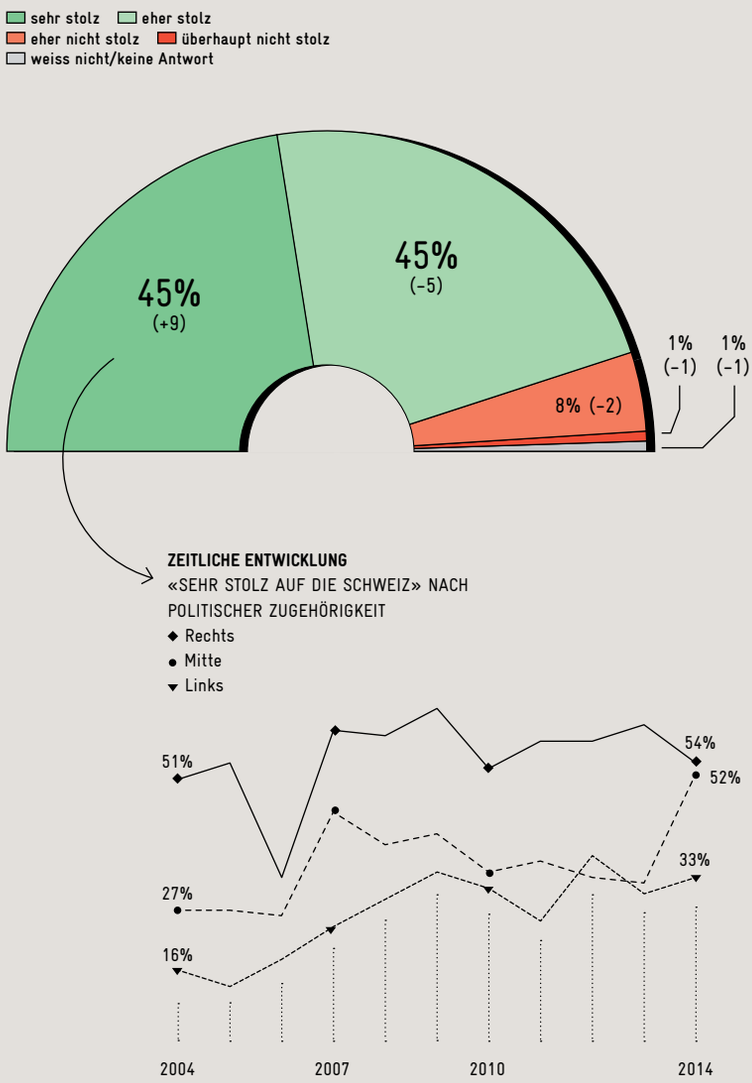


Abb. 9: NATIONALSTOLZ

90 PROZENT SIND STOLZ AUF IHR LAND

«Sind Sie stolz, Schweizer/Schweizerin zu sein? Würden Sie sagen, Sie sind …»



In Klammern Vergleich zum Vorjahr in Prozentpunkten

5 – GEFAHREN DER IDENTITÄT

Sie und wir

EU, Einwanderung und internationale Öffnung stellen das Schweiz-Sein in Frage. Innerhalb der Landesgrenzen nimmt das Zugehörigkeitsgefühl mit der Wohngemeinde ab – man sieht sich als Schweizerin oder Schweizer.

Die Schweiz befindet sich aufgrund der in den bilateralen Verträgen verankerten Personenfreizügigkeit mitten in einer modernen Völkerwanderung. 1,6 Millionen EU-Bürger verlegten laut Eurostat im Jahr 2010 ihren Wohnort in ein anderes EU-Land. Gleichzeitig wanderten 1,5 Millionen von aussen in die EU ein. In die Schweiz migrierten in jenem Stichjahr 139 495 Ausländer, unter Berücksichtigung der Rückwanderung waren es netto 68 967, fast gleich viele wie ins fünfmal grössere Frankreich und mehr als nach Spanien oder in die skandinavischen Länder. 2013 betrug die Netto-Zuwanderung nach zwei rückläufigen Jahren wieder 70 023 Personen.

Vor diesem Hintergrund lässt sich wohl erklären, dass die Ausländer gleich nach der Arbeitslosigkeit als zweitwichtigstes Problem des Landes wahrgenommen werden und die Einwanderung gleichzeitig als die grösste Identitätsgefahr. In den Jahren 2004 bis 2013 war das immer so. Diesmal führen 73 Prozent (+0 pp) zu Platz 2 hinter der EU. Durch sie wird das Schweizer Wesen nach Ansicht von 76 Prozent (+12 pp) der Stimmbürger sehr oder zumindest eher gefährdet. Zur Einwanderung aus der EU kommen noch eine instabile Konjunktur sowie ein labiler Euro-Franken-Wechselkurs hinzu.

Drittgrösste Gefahr ist mit 70 Prozent (+11 pp) die internationale Öffnung. Damit ist weniger Öffnung durch freien Handel gemeint als vielmehr die Einwanderung von Personen und die Ansiedlung ausländischer Unternehmen in der Schweiz – Vorgänge, die von den Befragten ambivalent betrachtet werden. Dazu passt, dass der Thinktank Avenir Suisse im März den Vorschlag lancierte, man solle zur Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative auf die aktive Ansiedlung ausländischer Unternehmen verzichten.

Die eigenen Sorgen

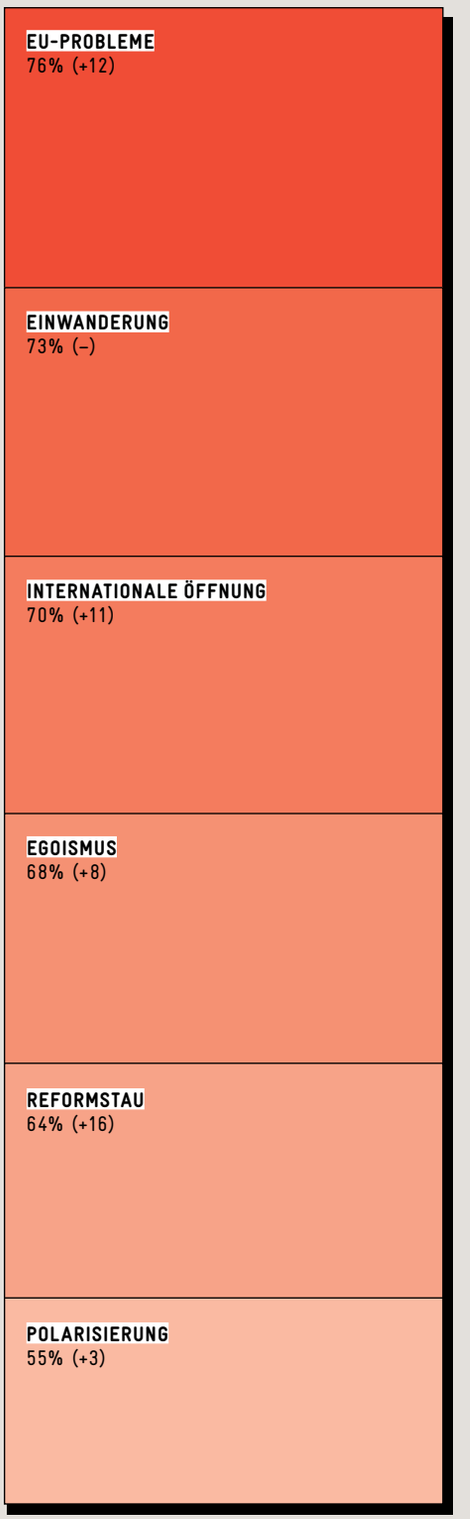
Erachten im Durchschnitt 73 Prozent der Bevölkerung diese von aussen einwirkenden Gefahren als besonders bedrohlich für die Schweizer Identität, so werden die drei hausgemachten Sorgen – Egoismus, Reformstau und Polarisierung – von 62 Prozent und damit ebenfalls von mehr als der Hälfte als Problem angesehen.

Sogar 68 Prozent (+8 pp) sind es beim Egoismus, einer mit den Schweizer Charakteristika Solidarität und Bescheidenheit unverträglichen Eigenschaft, die seit 2010 (44%) laufend zunimmt. Eine ähnliche, etwas weniger steile Kurve ist bei der Polarisierung der Parteien zu erkennen, die nun bei 55 Prozent (+3 pp) angekommen ist. Hatten demgegenüber seit 2008 immer weniger Schweizer einen ›

Abb. 10: GEFAHR FÜR DIE SCHWEIZER IDENTITÄT

GEFAHREN

«Durch welche Ursachen sehen Sie die Schweizer Identität gefährdet?»



Reformstau erkannt, so ist es nun zu einem Sprung nach oben auf den absoluten Höchststand von 64 Prozent (+16 pp) gekommen. Nach den beiden Sprachregionen aufgeschlüsselt, werden in der Romandie die Probleme mit der EU, der Einwanderung und dem Reformstau besonders akzentuiert wahrgenommen, in der Deutschschweiz – wie übrigens auch in den ländlichen Siedlungsgebieten – werden die internationale Öffnung, aber auch der Egoismus stärker als in der Westschweiz betont.

Gemeinden wegfusioniert

Seit einigen Jahren zeichnet sich in der Schweiz ein Identitätswandel ab: Lediglich 17 Prozent (–3 pp) der Bevölkerung fühlen sich noch der eigenen Wohngemeinde zugehörig, nimmt man die Nennungen zweiter Priorität hinzu, so sind es 29 Prozent (–6 pp), also weniger als ein Drittel.

Das sind aus Sicht der Befürworter der Subsidiarität, welche gesellschaftliche Probleme im Sinne der Selbstbestimmung und der Eigenverantwortung wenn möglich auf der untersten Ebene lösen möchten, alarmierende Werte. Noch 2011 waren es 53 Prozent.

Im gegenwärtigen Millennium sind bereits 547 Schweizer Gemeinden (fast 19%) durch Fusionen verschwunden, in den vergangenen beiden Jahren waren es allein 143. Diese Fusionen finden meist aus ökonomischen Gründen statt und weil es immer schwieriger wird, Mandate des Milizsystems zu besetzen. Möglicherweise wird gerade dieses mangelnde Engagement für die Gemeinde als identitätsbedrohender Egoismus empfunden.

Die Nation ersetzt die Gemeinde

Im Subsidiaritätsprinzip müsste die nächstgrössere Einheit gestärkt werden. Doch lässt sich bei der Zugehörigkeit zum Kanton (erste und zweite Priorität) seit 2011 ebenfalls eine Abnahme um 11 Prozentpunkte auf 41 Prozent feststellen; allerdings hat eine moderate Zunahme der Erste-Priorität-Nennungen zu einem Rekordwert von 22 Prozent geführt. 35 Prozent (–1 pp) fühlen sich der Sprachregion zugehörig. Nimmt man auch hier 2011 als Referenzwert, beträgt der Rückgang insgesamt 8 Prozentpunkte.

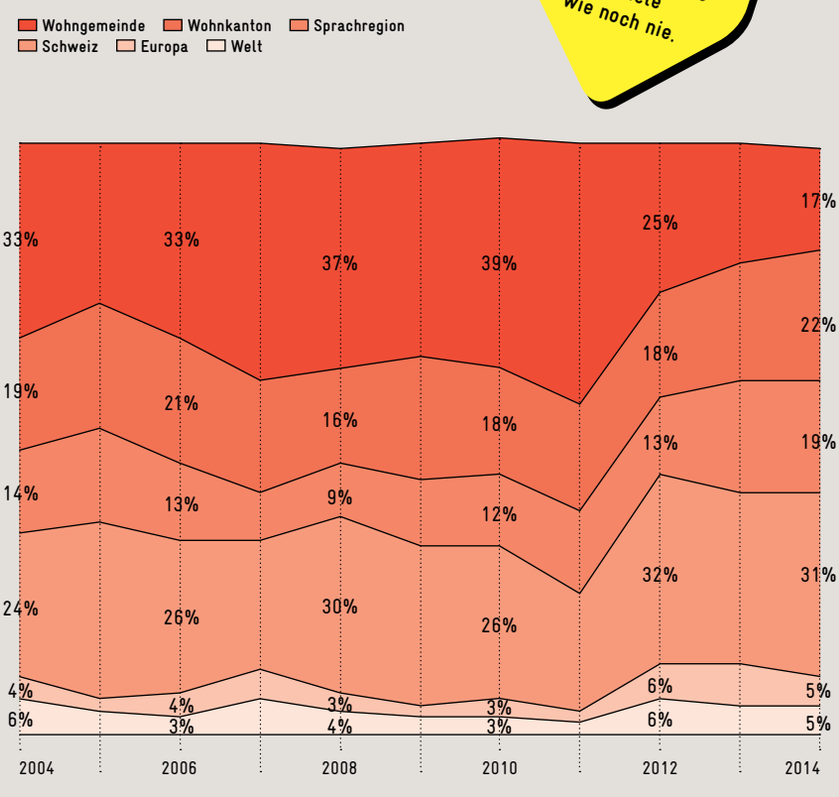
Mit anderen Worten: Die Schweiz als Nation ersetzt die Wohngemeinden als Identifikationsfaktor Nummer eins. Fühlten sich 2011 erst 39 Prozent der Bevölkerung in erster oder zweiter Linie der Schweiz zugehörig, so sind es nun 66 Prozent (+18 pp im Vorjahresvergleich). Im Zuge dieser pragmatischen Zentralisierung gibt es übrigens – wiederum im Vergleich zu 2011 – auf tiefem Niveau auch mehr europäisch denkende Schweizer (17%) sowie mehr Weltbürger (11%). Im Vorjahresvergleich sind die Werte jedoch leicht rückläufig.

Die politische Realität hinkt dieser veränderten Einstellung hinterher. Vermutlich deshalb wird ein Reformstau festgestellt. Die Grundsatzdiskussion um traditionelle Eckpfeiler der schweizerischen Demokratie wie Föderalismus, Subsidiarität und Milizsystem könnte demnächst wieder aufkommen. *(schi)* □

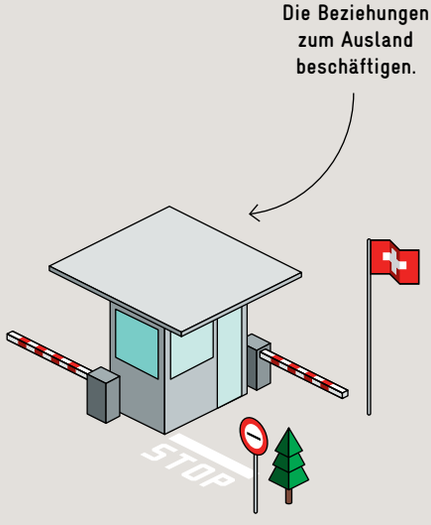
Abb. 11: ZUGEHÖRIGKEIT

MEINE SCHOLLE

«Welcher geografischen Einheit fühlen Sie sich in erster Linie zugehörig?»



66% fühlen sich der Schweiz in erster oder zweiter Priorität zugehörig – so viele wie noch nie.



Wegen Rundungen ergeben die summierten Prozentzahlen nicht in allen Jahren 100%.

Spezial: Zukunft der Schweiz

EIN PAAR PROBLEME UND VIEL ZUVERSICHT

Seit 2012 nimmt bei den Schweizer Stimmbürgerinnen und Stimmbürgern der Optimismus zu, wenn es um die Zukunft des Landes geht. Alles kommt gut? Nicht ganz.



50 Prozent der Befragten gehen davon aus, dass sich das Zusammenleben mit den Ausländern verbessern wird (im Bild: Jodler vom Jodlerklub Gletscherecho, Saas-Fee, beim Festumzug).

Nach dem Zustand der Schweiz in zehn Jahren befragt, glaubten im Jahr 2007 lediglich 28 Prozent, dass es dem Land eher oder viel besser gehen werde als in der Gegenwart. Mit der Finanz- und Wirtschaftskrise schrumpfte diese kleine Gruppe der Optimisten auf 25 Prozent. Seither hat die Stimmungslage gedreht. Nun glaubt eine knappe Mehrheit von 51 Prozent, dass es der Schweiz im Jahr 2024 in Bezug auf sechs Schlüsselfaktoren insgesamt besser gehen wird als heute.

Und sogar 73 Prozent glauben, dass der Zusammenhalt der Sprachregionen sich zum Guten entwickeln wird. Nach Ansicht von 55 Prozent der Bevölkerung wird die Zusammenarbeit der wichtigen Parteien künftig besser klappen als heute; die oft totgesagte Konkordanz scheint – jedenfalls gemäss diesem Sorgenbarometer – zu überleben.

DER WOHLSTANDSGRABEN

Allerdings macht die Frage nach der zukünftigen Schweiz auch ein neues Problemfeld sichtbar. Zwar glauben mittlerweile dreimal mehr Stimmbürger, dass die Schweiz bei der Eindämmung der Armut in Zukunft Fortschritte erzielen werde, aber mit 34 Prozent (+6 pp im Vergleich zu 2013) sind dies immer noch erschreckend wenige. Anstelle eines Rösti- und Polentagrabens könnte dem Land ein Wohlstandsgraben quer durch alle Landesteile drohen. Umso mehr als die neue Armut zurzeit wenig thematisiert wird. Lediglich 14 Prozent nehmen diese noch als eines der wichtigsten Probleme des Landes wahr, während es 2005 noch mehr als doppelt so viele gewesen waren.

Etwas überraschend ist, dass fast die Hälfte der Schweizer (40%, +11 pp) glauben, es werde in Bezug auf die Altersstruktur (Thema: Überalterung der Gesellschaft) eine Entspannung geben. Und 50 Prozent (+9 pp) gehen davon aus, dass sich das Zusammenleben mit den Ausländern verbessern wird. Gar 52 Prozent (+3 pp) sind davon überzeugt, dass die Schweiz die Umweltprobleme in den Griff bekommen kann.

IST DIE RENTE GESICHERT?

All diese Resultate stehen im Zusammenhang mit den Antworten auf die Frage nach den wichtigsten Problemen in zehn Jahren. Direkt hinter dem langjährigen Hauptproblem Arbeitslosigkeit (52%, +14 pp) stellt man bei der AHV den erwarteten, demografisch bedingten Sprung nach oben auf 47 Prozent (+10 pp) fest. Die Sorgen im Zusammenhang mit den Ausländern folgen an dritter Stelle, mit 33 Prozent liegen sie im langjährigen Mittel. Etwas abgenommen haben die künftig erwarteten Sorgen um Flüchtlinge mit 25 Prozent und die neue Armut mit 20 Prozent (mit den erwähnten Vorbehalten). Stagniert haben die Energieprobleme mit 19 Prozent.

Und wie geht es der nächsten Generation? Tendenzen lassen sich aus dem Jugendbarometer 2014 ablesen, das im letzten Bulletin vorgestellt worden ist. *(schi)*
□

Credit Suisse Jugendbarometer abrufbar unter: www.credit-suisse.com/jugendbarometer

Spezial: Die Schweiz und das Ausland

HART VERHANDELN, BILATERALE BEHALTEN

Dank einer konsequenten Haltung habe das Image der Schweiz im Ausland in den letzten Monaten gewonnen, so die selbstbewusste Einstellung der Befragten. Mit dem Ausland sollte offensiv verhandelt werden.



Wie soll es weitergehen mit der EU? 50 Prozent wünschen sich die Fortsetzung der bilateralen Verträge, 24 Prozent möchten sie kündigen. 12 Prozent befürworten den EWR und 4 Prozent den EU-Beitritt (im Bild: Seiltänzer David Dimitri am 1. August 2010 zwischen der Schweizerischen Botschaft und dem Bundeskanzleramt in Berlin).

Im Ausland sehen die Schweizerinnen und Schweizer wenig Gutes: Die ausländische Wirtschaft steht für die meisten deutlich weniger gut da als die einheimische. Zudem stellt die Europäische Union nach Ansicht von mehr als drei Vierteln der Befragten mit ihren Problemen die schweizerische Identität auf die Probe. Das Vertrauen in die EU ist klar tiefer als in alle heimischen Akteure. Und als Europa- oder Weltbürger sehen sich in erster Priorität gerade einmal 10 Prozent der Befragten (weitere 18 Prozent bezeichnen sich in zweiter Priorität als solche).

UNERSCHÜTTERLICH GUT

Wie stark hat das Ansehen der Schweiz im Ausland in den letzten 12 Monaten gelitten? Überhaupt nicht, sagen viele Schweizer, oder höchstens unwesentlich. 39 Prozent (–2 pp) glauben sogar, das Ansehen habe sich in den letzten zwölf Monaten noch verbessert.

Dieses gesunde Selbstbewusstsein variiert je nach Sprachregion. Während bei der Deutschschweizer Landesmehrheit 41 Prozent (+3 pp) im letzten Jahr eine Imageverbesserung wahrgenommen haben wollen, ist in der Romandie mit 38 Prozent (–7 pp) und vor allem im Tessin mit nur noch 24 Prozent (–48 pp) eine gewisse Ernüchterung auszumachen.

So oder so: Das Image ist in der Eigenwahrnehmung fast unerschütterlich gut. Nie in den letzten fünf Jahren sind es weniger als 81 Prozent gewesen, die das Ansehen der Schweiz im Ausland als eher oder sehr gut erachtet haben. Gegenwärtig sind es 86 Prozent (–5 pp).

MUT ZUM AUFSTAND

Gleichzeitig stellt die Bevölkerung fest, dass sich die Politik um ein offensiveres Vorgehen im Ausland bemüht. Nahmen im Jahr 2009 erst 16 Prozent eine solche Haltung wahr, so waren es 2012 bereits 30 Prozent, und nun stufen gar 49 Prozent (+22 pp) der Stimmbürger das Agieren ihrer Politiker auf internationaler Ebene als eher oder sehr offensiv ein. Dem stehen 47 Prozent (–16 pp) gegenüber, die ein defensives Vorgehen feststellen.

Steht die Bevölkerung hinter dieser forcierten politischen Gangart? Nicht weniger als 79 Prozent (+8 pp) der Befragten wünschen sich sogar eine noch ausgeprägtere Offensive im Ausland und stärken damit der Politik den Rücken. Das ist ein Spitzenwert. Dem steht eine fast verschwindende Minderheit

Foto: Schweizerische Botschaft / obs / Photopress

von 17 Prozent (–4 pp) gegenüber, die zu mehr Vorsicht mahnt. Geht es um den Mut zum politischen Aufstand, besteht in allen Landesteilen Einigkeit: In der Deutschschweiz sind 81 Prozent (+5 pp) dafür, in der Romandie 73 Prozent (+14 pp) und im Tessin 68 Prozent (+12 pp).

SOWOHL ALS AUCH

Schlüsse zu den Verhandlungen mit der EU über die Masseneinwanderungsinitiative können aber nur bedingt gezogen werden. Zwar möchten 66 Prozent der Stimmbürger, dass man angenommene Volksinitiativen möglichst genau umsetzt, aber gleichzeitig sind sogar 74 Prozent dafür, dass man sie flexibel handhabt. Statt einer klaren Entweder-oder-Haltung nimmt man lieber eine Sowohl-als-auch-Position ein. Diese Einstellung zieht sich, mit Unterschieden, quer durch alle Parteien. Bei den SVP-nahen Stimmbürgern sind 77 Prozent für eine flexible und 72 Prozent für eine möglichst genaue Umsetzung, bei den FDP-nahen Wählern stellt man fast identische Werte (76 vs. 72%) fest. Bei der CVP (78 vs. 65%) und vor allem bei der SP (77 vs. 56%) stösst eine flexible Haltung auf mehr Verständnis (Mehrfachnennungen möglich).

Weil für die Schweiz die Europäische Union von existenzieller Bedeutung ist, wurde erstmals Auskunft über die künftige Ausgestaltung des Verhältnisses zur EU erbeten. Es scheint gut zu sein, wie es ist: 50 Prozent der Bevölkerung wünschen sich in erster Priorität die Fortsetzung der bilateralen Verträge, 24 Prozent würden sie jedoch kündigen. Lediglich 12 Prozent befürworten den EWR und lediglich 4 Prozent den EU-Beitritt; 10 Prozent wollen sich auf keine dieser Möglichkeiten festlegen.

Nimmt man die Nennungen zweiter Priorität hinzu (die Gesamtsumme steigt somit auf 200 Prozent), so ergibt sich ein ähnliches Bild: Insgesamt 66 Prozent wollen nun an den bilateralen Verträgen festhalten; 31 Prozent würden sie aufkünden. Relativ betrachtet am stärksten nimmt die Akzeptanz für einen EWR-Beitritt (41%) zu; für einen EU-Beitritt votieren 14 Prozent. Sprachregional betrachtet möchten 50 Prozent der Deutschsprachigen und 46 Prozent der Französischsprachigen die Bilateralen fortsetzen; nimmt man die Nennungen zweiter Priorität hinzu, verschiebt sich dieses Verhältnis zugunsten der Romands (69% gegenüber 63%). Vielleicht überrascht, dass in der Westschweiz die Akzeptanz für einen Beitritt zum EWR (36% in erster und zweiter Priorität) gut dreimal grösser ist als jene für einen EU-Beitritt (11%). Für einen EU-Beitritt findet man hier weniger Befürworter als in der Deutschschweiz (16% in erster und zweiter Priorität).

WAS WOLLEN DIE PARTEIEN?

Die Zustimmung für die bilateralen Verträge ist in erster Priorität bei der CVP (58%), der FDP (57%) und der SP (53%) besonders hoch, aber auch bei der SVP (43%) und den Parteilosen (45%) werden sie breit akzeptiert. Betrachtet man auch die zweite Priorität, so findet man nun die SP (75%) relativ deutlich an der Spitze vor der FDP (69%) und der CVP (68%). Bei der SVP sind nun ebenfalls 64 Prozent dafür. Die Parteilosen bleiben mit 55 Prozent etwas weiter zurück.

Wie schwierig diese Resultate zu interpretieren sind, zeigt ein Blick auf die Gegner der Bilateralen in erster und zweiter Priorität. Die SVP-Anhänger liegen – wohl erwartungsgemäss – an der Spitze (33%/9%), danach aber folgen bereits die SP-Sympathisanten (23%/10%), noch vor den Parteilosen (23%/5%), den Freisinnigen (20%/5%) und den CVP-nahen Stimmbürgern (16%/6%).

Letztlich besagen die Resultate nichts anderes, als dass auch innerhalb der Parteien keine Klarheit herrscht, wie das «richtige» Verhältnis der Schweiz zur EU zu definieren sei. *(schi)* □

In Klammern Vergleich zum Vorjahr in Prozentpunkten

Abb. 12: IMAGE DER SCHWEIZ IM AUSLAND

DER RUF IST GUT

«Wie ist Ihrer Meinung das Ansehen/Image der Schweiz im Ausland?»

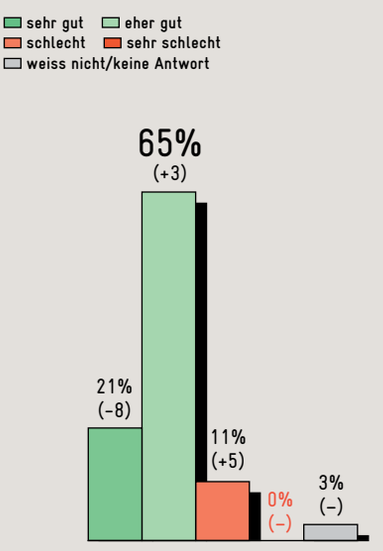
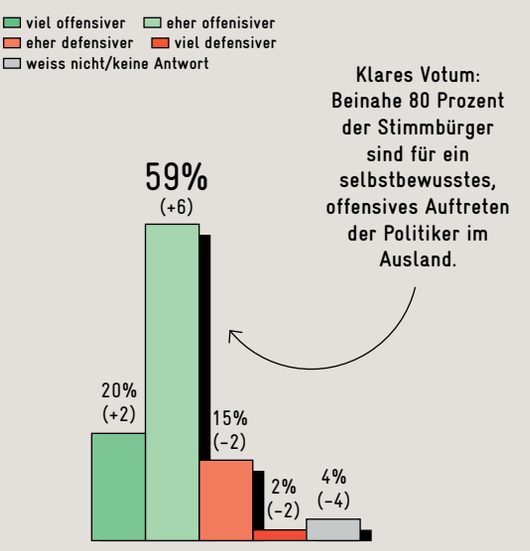


Abb. 13: VERHALTEN DER POLITIK ZUM AUSLAND

STARKER AUFTRITT

«Wie sollte sich die Schweizer Politik gegenüber dem Ausland verhalten?»



Gute Aussichten



Im Sorgenbarometer geben sich die Befragten zuversichtlich: 9 von 10 sagen, ihre Lage sei zufriedenstellend bis sehr gut. Und sie sind überzeugt, dass es so bleibt oder noch besser kommt.

QuickHoney ist ein Studio für moderne Illustration. Seit 14 Jahren arbeiten Nana Rausch und Peter Stemmler für eine Vielzahl von internationalen Kunden, u.a. «New York Times», «New Yorker», «Stern», «Die Zeit», MTV. QuickHoney wurde in New York gegründet und ist heute in Berlin beheimatet.

RESORT
COLLINA D'ORO
LUGANO

LUXUSWOHNUNGEN

MIT HOTELSERVICE NAHE LUGANO



VERKAUF UND VERMIETUNG, AUCH FÜR KURZAUFENTHALTE

Nur wenige Minuten vom Stadtzentrum Lugano entfernt mit atemberaubendem Blick über den See. Exklusive Wohnungen mit SPA, Restaurant, Innen- und Aussenpool. Komfort und Privatsphäre in stilvollem Ambiente.

WWW.RESORTCOLLINADORO.COM

RESORT COLLINA D'ORO
VIA RONCONE 22, 6927 AGRA, LUGANO | Tel. +41 91 641 11 11
INFO@RESORTCOLLINADORO.COM

CREDIT SUISSE



Vermögensverwaltung – so individuell wie Sie.

Nutzen Sie das Können unserer Anlageexperten und profitieren Sie direkt von unserer globalen Finanzexpertise. Wir steuern Ihr Portfolio zielgenau nach Ihrer persönlichen Strategie.

credit-suisse.com/invest